

# Metallarbeiter-Zeitung

## Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 50 Pf., Einzelnummer 15 Pf.  
Postcheckkonto der Hauptkasse des DMV, Berlin Nr. 138262  
Postcheckkonto der Verlagsgesellschaft des DMV, Berlin Nr. 121218

Verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kummer  
Schriftleitung und Versandstelle Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148  
Fernsprecher A 7 Dönhoff 6750-6753

Erscheint wöchentlich am Sonnabend  
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgesandt  
Eingetragen in der Reichspostzeitungsliste

### Warum wartet man noch?

F. K. Der Lichtstrahl, der am 20. Juni von Washington der internationalen Kapitalistenklasse aufging, wäre beinahe schon wieder erloschen, ehe er sie erwärmt hatte. Zwar hatten die meisten der beteiligten Kabinette dem Hooverschen Vorschlag bereitwillig zugestimmt, aber das französische Widerstand setzte sich ihm krampfhaft. Gewiß muß es Frankreich wie jedem anderen Lande daran liegen, daß Deutschland eine Stundung der Reparationszahlung erhält, damit seine Finanz nicht vollends vor die Hunde geht und es dadurch mit den Zahlungen ganz vorbei ist. Es waren letzters auch nicht die 400 Millionen Mark, die Frankreich für ein Jahr einbüßt, was seinen Widerstand bestimmte. Mehr als die Geldsache waren es hauptsächlich die Befürchtungen, der Youngplan könne gefährdet werden und Frankreich seine europäische Vormachtstellung einbüßen. Folgedessen machte Frankreich allerhand Vorschläge, die indessen die Wirkung des amerikanischen Planes abgeschwächt hätten. Das konnte von Amerika nicht zugelassen werden. Es bestand beharrlich darauf, daß der Plan nicht durchlöchert werde, daß Deutschland die volle Summe der einjährigen Reparationszahlung gestundet bekam. Denn ohnedem wäre es Deutschland kaum möglich gewesen, seinen sonstigen ausländischen Verpflichtungen nachzukommen. Zum mindestens die Zinszahlung für die neun Milliarden amerikanischen Geldes, die sich in Deutschland befinden, wäre in Frage gestellt worden. Die amerikanischen Privatkapitalisten (wie alle anderen) legen aber nun einmal besonderen Wert auf prompte Zinszahlung. Was Wunder, daß die amerikanischen Vertreter in Paris auf ihren Standpunkt verharren. Nach vielem Weh und Ach hat sich ihm auch das französische Kabinett anbequemt. Dem gewaltigen Druck, den der Weltgläubiger, Amerika, auszuüben vermag, war eben nicht zu widerstehen.

So wird denn der Hooversche Plan im großen und ganzen Geltung erhalten. Deutschland ist auf ein Jahr von der Zahlung der Reparationen befreit. Es kann die 1,5 Milliarden Mark zur Verstopfung seiner Kassenlöcher verwenden. Es hat nun eine finanzielle Erleichterung erhalten. Damit ist einer der Gründe, und zwar ein wesentlicher fortgefallen, die gegen die Verbesserung der Notverordnung ins Feld geführt wurden. Jetzt gilt die vielgeübte Ausrede nicht mehr, die sozialen Unerträglichkeiten der Notverordnung könnten ohne eine Minderung der Reparationslast nicht beseitigt werden. Jetzt muß mit erhöhtem Nachdruck die Regierung zur Abänderung der Verordnung gedrängt werden. Aber noch in einer anderen Hinsicht ist schärfste Aufmerksamkeit vonnöten.

Durch die Stundung der Reparationszahlungen fallen auch die im Youngplan vorgesehenen Sachlieferungen fort. Wer unsere Kriegs- und Reparationsnutznießer einigermaßen kennt, wird wissen, daß ihnen alles zum besten dienen muß. Es ist wahrscheinlich bis zur Gewißheit, daß sie den Ausfall der Sachlieferungen zum Vorwand für neue Liebesgaben und Subventionen mißbrauchen werden. Es wird von ihrer Seite nicht an Winkelzügen und Drohungen fehlen, den nun entgehenden Verdienst und noch einiges mehr der Reichskasse, also den Steuerzahlern abzuknöpfen. Und gleichzeitig werden sie mit neuen Lohnkürzungen kommen. Was den Schwerindustriellen recht ist, ist den Agrariern billig. Auch sie sind bekanntlich immer und schwer „notleidend“. Zu den beiden großen Gruppen der ewig „Notleidenden“ dürften sich noch andere gesellen, die allesamt darauf erpicht sind, daß mit der finanziellen Erleichterung, die dem Reiche nun zuteil wird, ihre eigenen Profitorgen erleichtert werden. Es steht sehr zu befürchten, daß ein Teil der 1,5 Milliarden für die Emunterung der schwerindustriellen und agrarischen Unfähigkeit verpulvert wird. Wird dies nicht unter allen Umständen verhindert, dürfte aus der erhofften finanziellen Atempause eine noch ärgere Atemnot werden.

Es braucht hier wohl nicht lang und breit dargelegt zu werden, daß selbst, wenn die ersparten 1,5 Milliarden vollauf ihrem eigentlichen Zweck zugute kommen, das Los der Arbeiterklasse keine Besserung erfährt. Zwar heißt es in Hoovers Erklärung, daß durch seinen Vorschlag der Warenaustausch belebt und die Nöte der Farmer und Arbeiter behoben werden sollen. Wie das bewerkstelligt werden soll, ist Geheimnis. Für die Inangsetzung des festgefrorenen kapitalistischen Karrens ist Hoovers Mittel vollständig unzulänglich. Insonderheit die deutschen Arbeiter werden gut tun, sich keinerlei Täuschung hinzugeben. Die Notverordnung mit ihren Lohnkürzungen und Steuererhöhungen, dann die Erhöhung des Reichsbankdiskonts um 2 vH können keine andere Wirkung haben, als eine weitere Schwächung der Kaufkraft. Und das bedeutet weniger Beschäftigung, weniger Beschäftigung und weniger Arbeiter. Die Einbuße, die das Unternehmertum durch den weiteren industriellen Rückgang büßt, wird es aus der Lohnrate zu decken sich angelegen sein lassen. Die Regierung wird bestimmt werden, nun durch Schiedssprüche den Fabrikanten das wiederzugeben, was ihnen die Notverordnung an Aufträgen und Absatz, an Gewinn nimmt. Solche Appelle an diese Regierung sind noch immer er-

hört worden. Die namenlose Not der Arbeiterklasse wird weitergehen. Wie sollte es auch anders sein?

Bis jetzt ist nur an den Symptomen der Arbeitslosigkeit herumgedoktert worden. Durch diese Doktorei ist sie nur immer schlimmer geworden. Nirgends ein ernstlicher Anlauf, die Arbeitslosigkeit, den Urquell der sozialen, finanziellen und politischen Misere einzudämmen. Warum nur? Auf was wartet man eigentlich, dem Urübel zu Leibe zu gehen? Wartet man auf den Herbst, auf den Winter, auf nächstes Frühjahr? Auf günstigen Wind oder darauf, daß die Entwicklung alles selbst zum besten wickeln werde? Oder auf die Senkung der Preise, die Auswirkung des Lohnabbaues oder auf eine neue Brauns-Kommission?

Und warum wird gewartet? Weil die Vertrauenskrise noch anhält, das ins Ausland geflüchtete Kapital noch nicht zurückgebracht wurde oder eine neue Lohnabbauwelle noch nicht im Gange ist? Kann das Vertrauen wieder einkehren und das Fluchtkapital heimkommen in ein Land, wo von der Oberschicht durch Tun und Untertun alles gemacht wird, um Mißtrauen zu säen und das Kapital ängstlich zu machen? Werden Handel und Industrie aufblühen, wenn ihre Käufer durch Gesetze, Notverordnungen und Schiedssprüche zehntausendweise er-

schlagen werden? Wünscht nicht die Industrie billiger zu erzeugen und mehr abzusetzen? Werden die Arbeiter aber billiger sein, wenn sie schlechter bezahlt werden? Werden sie mehr ausgeben, wenn sie weniger einnehmen? Wer gibt mehr für Industriewaren und Lebensmittel aus, der Mann, der das Geld verdient oder der, der es besitzt? Wer kann ein Interesse an der Lohnkürzung haben? Die Profiteinstreicher? Wäre es für die Wirtschaft nicht besser, den Profit den Löhnen anzupassen anstatt umgekehrt? Kann die Wirtschaft gedeihen, wenn weniger verdient, dadurch weniger gekauft und weniger erzeugt wird?

Alle diese Fragen werden von jedem, der über einen Deut wirtschaftlichen Verstand verfügt, nur in einem Sinne beantwortet werden. Die Antworten werden nichts als eine Verurteilung der bis jetzt von der herrschenden Oberschicht betriebenen Politik darstellen. Und die Antworten dürften nichts enthalten, was sich wie ein längeres Verhalten in der Tatenlosigkeit gegenüber der Arbeitslosigkeit buchstabieren ließe. Und dennoch wird es auch weiterhin bei diesem Nichtstun bleiben. Dennoch wird auch fürderhin versucht werden, den fetten kapitalistischen Kadaver durch Aderlaß an dem ausgegorgelten, blutlosen Proletariat frisches Leben einzuhauchen. Etwas anderes weiß unsere Oberschicht nicht. Etwas Vernünftiges darf sie nicht tun, will sie nicht ihre Grundlagen erschüttern. Das wird sie solange treiben, bis es die Arbeiterklasse, die himmlisch lang und gutmütige, endlich überdrüssig ist.

### Die Notverordnung verbessern!

Es war insonderheit das Versprechen des Reichkanzlers, „Härten der Notverordnung und besonders dringende Notlage zu mildern“, was die sozialdemokratische Reichstagsfraktion mitbestimmte, das Inkrafttreten der Notverordnung nicht unmöglich zu machen. Von der Erfüllung des Versprechens des Reichkanzlers ist aber zur Stunde noch verdammt wenig zu merken. Nur in Sachen der Unterstützung der jugendlichen Arbeitslosen ist, wie hier letzte Woche schon mitgeteilt, eine Milderung eingetreten, aber eine absolut geringfügige und ungenügende. Die Jugendlichen erhalten weiter Unterstützung, wenn sie bedürftig sind, und die Bedürftigkeit soll liberal geprüft werden. Dennoch werden nach einer Berechnung im „Vorwärts“ vom 20. Juni nur noch 30 vH der jugendlichen Erwerbslosen eine Unterstützung erhalten, die verbleibenden 70 vH aber leer ausgehen. Diese Änderung ist auf dem Verwaltungswege angeordnet worden. Die Notverordnung aber ist unverändert am 1. Juli in Kraft getreten.

Eine Verordnung mit solchen Ungeheuerlichkeiten an sozialem und wirtschaftlichem Mißverständnis ungenügend, ungemildert in Kraft treten lassen, ist zunächst eine politische Unklugheit sondergleichen. Denn wenn sie später wirklich verbessert werden sollte, so hat sie Wunden in den Körper und in die Seele der Volksmasse gerissen, die so leicht nicht vernarben können und dem politischen System zur Last gerechnet werden. Die Last wird nicht gering sein. Man muß sich nur vergegenwärtigen, welche Empörung die Notverordnung entfacht. Wenn man sie als Mittel zur planmäßigen Steigerung der Empörung bezeichnete, es wäre nicht zu viel gesagt. Denn diese Verordnung empört mit jedem Tag oder jeder Woche eine andere Gruppe von armen, notleidenden Menschen. Heute werden die Heim- und Saisonarbeiter aus der Arbeitslosenversicherung geschmissen und ihnen so die rechtmäßige Unterstützung genommen, morgen wird den Kriegsinvaliden der Dank des Vaterlandes durch Wegnahme eines Teiles ihrer Gehältnisse erstattet, übermorgen werden den Kriegswitwen noch ein paar Brotkrumen entzogen, dann wird den Gemeindearbeitern und schließlich den Beamten der Lohn weiter beschneitten. Und zu allen diesen Opfern der Notverordnung kommen die Wohlfahrtslosen in den zahlungsunfähigen Gemeinden, die nun noch weniger Unterstützung oder gar keine mehr erhalten.

Die neue Notverordnung, die den Massen der Lohn- und Gehaltsempfänger untragbare Opfer zumutet, macht auf der anderen Seite dem Besitz unerhörte Geschenke. Hauptnutznießer ist diesmal der Hausbesitzer, dem nach der amtlichen Erläuterung ein Geschenk von 400 bis 500 Millionen, nach anderen und unseres Erachtens besser begründeten Schätzungen sogar ein höherer Betrag zufließen soll. Dieses Geschenk, das die Rente der Hausbesitzer mit einem Schlag um weitere 50 vH erhöht, wurde in Verbindung gebracht mit der ab 1932 erfolgenden Erhöhung der Aufwertungsinsen um 2½ vH von 5 auf 7½ vH. Aber nicht nur will der Staat durch eine entsprechende Ermäßigung der Hauszinssteuer dem Hausbesitzer diese Last abnehmen, die ihn durch die gesetzlich vorgeschriebene Erhöhung der Aufwertungsinsen treffen würde, sondern darüber hinaus soll die dem Hausbesitzer verbleibende durchschnittliche Verzinsung seines Eigenkapitals — bisher mit 5 vH angenommen — auf den gegenwärtigen hohen Durchschnittsatz der übrigen Kapitalien gebracht werden, was eine weitere Ermäßigung der Hauszinssteuer zugunsten des Hausbesitzers ermöglichen soll.

Die Subvention an die Schwerindustrie ist in das Gewand eines großzügigen Arbeitsbeschaffungsprogramms gekleidet. 140 Millionen Mark werden aus der Krisensteuer abgezweigt, wofür die Eisenbahn Schienen und Schwellen bestellen soll, während weitere 60 Millionen für die Verlegung des bereits angelieferten Oberbaumaterials Verwendung finden soll, von denen 45 Millionen das Reich, 15 Millionen die Reichsanstalt als voraussichtlich ersparte Unterstützungssumme tragen soll. Der amtliche Kommentar zur Notverordnung spricht von 120 000 Arbeitern, die für sechs Monate zusätzlich Beschäftigung finden sollen. Die Reichsbahn selbst nur von 36 000 und nur für fünf Monate, so daß die Frage entsteht, wo die übrigen 84 000 unterkommen sollen.

Die chemische Industrie erhält als dritte industrielle Großmacht Millionen-Subventionen auf dem Umweg über die neuen Mineralölsteuern. Der Benzinpreis, auf dem heute bei

einem Verkaufspreis von 36½ Pfennig eine steuerliche Belastung von 19 Pfennig je Liter liegt, wurde infolge der neuen Zölle entsprechend erhöht. Das bedeutet, da keine Ausgleichsabgabe für die inländischen Erzeuger in der Notverordnung vorgesehen ist, praktisch eine Subvention in Höhe von 6½ Pfennig je Liter Leuna-Benzin und Benzol der Ruhrzechen. Auch die deutsche Rohölförderung in Höhe von 200 000 Tonnen wird entsprechend profitieren. Kündlich ist die Vorstellung, daß solche Subventionen die Wirtschaft ankurbeln könnten, denn das Geld, das man dem Konsum entzieht, kann heute die Wirtschaft nicht beleben. Die Notverordnung enthält für 1½ Milliarden konsumdrosselnde Steuern und entsprechend werden die allgemeine und die Wirtschaftsnot wachsen. Den Armen nimmt man die letzten Pfennige, um den Schwerreichen Millionengeschänke zu machen. Eine christlich-nationale Regierung tut das!

Darum darf die Notverordnung nicht so bestehen bleiben. Darum muß, wie es in der Entschließung des Bundesausschusses des ADGB heißt, der „entschiedene Kampf für ihre Abänderung in kürzester Frist“ geführt werden.

### Kurpfuscher

Mindestens 30 Vorschläge — so teilt Professor Nölting in der Betriebsräte-Zeitschrift des Metallarbeiter-Verbandes mit —, mehr als 30 Vorschläge sind ihm nach seinem Rundfunkgespräch mit dem Nationalsozialisten Feder zugegangen, die sämtlich die Wirtschaftskrise von der Geldseite her heilen wollen. Und die natürlich alle auf eine neue Inflation hinauslaufen. Es scheint ja auch so einfach: weshalb haben wir die ungeheure Arbeitslosigkeit? (Denn ganz allgemein wird Arbeitslosigkeit und Krise zusammengeworfen, als wenn es ein und dasselbe wäre.) Also weshalb haben wir sie? Weil so wenig produziert wird. Warum das? Weil die Unternehmer kein Geld haben oder es, wenn überhaupt, nur zu sehr hohem Zins bekommen. Da liegt der Gedanke nahe, durch Ausgabe von Papiergeld dem abzuhelfen. Wozu hat der Staat seine Hoheit? Mag er Papiergeld drucken lassen und es zu billigem Zins — oder vielleicht ganz zinsfrei? — zur Verfügung stellen, damit nur erst einmal die Schornsteine wieder rauchen. Wenn dann Handel und Wandel wieder in Gang sind, die Arbeitslosen wieder Beschäftigung und Lohn haben und wieder ordentlich kaufen, die Steuern wieder flott in die Reichskassen fließen, dann werden sich auch Mittel und Wege finden, um das überflüssige Papiergeld wieder einzuziehen. Wer wollte leugnen, daß diese Luftspiegelung höchst verlockend klingt? Auch soll man nicht etwa glauben, es seien nur volkswirtschaftliche Kurpfuscher und Weissenberge, die dergleichen aussinnen. Nein, eine angesehene bürgerliche Wochenschrift hat vor kurzem einen Vorschlag zur Behebung der Krise gemacht, der ganz auf dasselbe hinausläuft, und es hat sich darüber eine Erörterung entsponnen, worin hochgelahrte Professoren, die die Weisheit nur so mit Löffeln gegessen haben, im wesentlichen zustimmen.

### Aus dem Inhalt

	Seite
Warum wartet man noch? — Die Notverordnung verbessern — Kurpfuscher	217
Krisennot und Gewerkschaftsmacht — Was wird mit den Heimarbeitern? — Schwerverdiener der Nazis	218
Frauen von heute! — Roman: Das Leben der Marie Szameitat	219
Willkommen dem IGB in Berlin — Zeitlichertypen	220
Internationale Hygiene-Ausstellung — Schriftenschau	221

# Krisennot und Gewerkschaftsmacht

Nun dürften die Leser der Metallarbeiter-Zeitung gegen den Schwindel gefeit sein. Denn einmal ist es ja noch nicht so lange her, seit die Inflation gelehrt hat, daß sie ganz und gar auf Kosten der Arbeitenden geht — 1923 waren die deutschen Arbeitslöhne, dank der Inflation, fast auf den Nullpunkt herabgedrückt —, und außerdem haben wir in wiederholten Abhandlungen nachgewiesen, daß schon der Ausgangspunkt, auf den sich jenes Hirngespinnst stützt, falsch ist. Wir haben gar keinen Kapitalmangel. Im Gegenteil, Kapital ist reichlich vorhanden. Zu den vielen dafür beigebrachten Beweisen (vgl. Nr. 24 und Nr. 25 der Metallarbeiter-Zeitung): hohe Gewinne der Unternehmungen, massenhafte Ansammlung von Kapitalien in Versicherungen, Banken, Sparkassen usw., wäre noch die Kapitalflucht hinzuzufügen. Daß das verschobene deutsche Kapital nachgerade mindestens die Summe von 8 Milliarden Mark erreicht hat, bestreitet heute niemand mehr. Wozu da Papiergeld drucken? Wozu künstlich neues Kapital schaffen (sofern das überhaupt durch das Bedrucken einiger Papierzettel möglich wäre)? Kapital ist ja vorhanden. Warum kneift es aus in die Fremde? Warum bleibt es nicht im Lande und nährt sich redlich durch „Ankurbelung“ der Produktion?

Der biedere Bürgersmann sagt: weil es kein Vertrauen hat. Das ist nun in einem Sinne zweifellos richtig; es hat „kein Vertrauen“, daß es von den Lasten und Steuern, die seine geliebten Volksgenossen tragen müssen, verschont bleibt. Es verflüchtigt sich dahin, wo es weniger zahlt. Aber das ist es nicht, was der biedere Bürgersmann meint. Er meint das politische Vertrauen. Er meint die Angst vor Bürgerkrieg und Revolution.

Wenn man sich das richtig überlegt, entpuppt sich eine höchst merkwürdige Geschichte. Weshalb drohen uns denn Bürgerkrieg und Revolution? Auf das Geschwätz von „Verhetzung“ fällt kein Prolet herein. Den Arbeiter möchten wir sehen, der sich aufhetzen läßt, wenn es ihm gut geht. Nein, soweit die Gefahr des Bürgerkrieges wirklich bestehen sollte, besteht sie nur wegen der ungeheuerlichen Arbeitslosigkeit. Und da sind die Zustände allerdings toll genug geworden. Wird doch jetzt schon in der Spießbürgerpresse zugegeben: durch die jahrelange Arbeitslosigkeit seien die ruhigsten und anständigsten Leute so zur Verzweiflung gebracht, daß ihnen jetzt schon alles ganz egal ist, daß es ihnen auch auf ein Verbrechen nicht mehr ankommt, um sich mal wieder etwas Geld zu verschaffen. Es genügt, an den letzten Geldbriefträgerüberfall in Berlin zu erinnern, wo die Schutzleute dem Verbrecher erst ihre Frühstückstullen zu essen geben mußten, damit er mit zur Wache gehen konnte. Also wenn die Sache so liegt, da brauchte ja das verschobene Kapital nur im Lande zu bleiben, die Produktion zu vergrößern, die Arbeitslosen bei gutem Lohn zu beschäftigen, und alles wäre in Butter. Kein Bürgerkrieg, keine Revolution würde mehr drohen.

Das ist aber erst die eine Seite der Sache. Betrachten wir auch noch die andere. Das Kapital reißt aus. Vielleicht ist es in der Schweiz sicher, aber allzu viel kann in der Schweiz nicht bleiben, weil es da nicht Anlagemöglichkeiten genug hat. Und ohne Anlagen verzinst es sich ja nicht. Oder nehmen wir gleich das neueste Beispiel. Das Auslandskapital, vornehmlich das amerikanische, hat vor der in Deutschland drohenden Revolution einen solchen Schreck gekriegt, daß es sich in den letzten Wochen, trotz der hohen Zinsen, massenhaft zurückgezogen hat. Wo geht es hin? Nach Hause, nach Amerika, oder vielleicht nach England.

Aber in Amerika, in England, überhaupt im Auslande liegen ja die Dinge gar nicht anders als in Deutschland. Auch dort herrschen ja Krise und Produktionsschwund.

Aus Deutschland ist das heimische Kapital ausgerissen, milliardenweise, und das fremde zurückgezogen worden. Um so größer muß also die Kapitalfülle im Auslande sein, um so massenhafter muß es sich anbieten in England, in Amerika, in Schweden, in Frankreich. Wo aber bleibt der Aufschwung der Produktion, den man hiernach in all diesen Ländern erwarten müßte? Wo bleibt die Hochkonjunktur, wo die Beseitigung der Arbeitslosigkeit? In all diesen Ländern, wo doch nun ganz zweifellos eine Überfülle an Kapital vorhanden ist, sinkt die Produktion fast ebenso stark wie in Deutschland, wächst die Arbeitslosigkeit mit Riesenschritten.

Ist es nicht merkwürdig, wieviel Tatkraft die bürgerliche Welt und die bürgerliche Wissenschaft aufbietet, um die Wahrheit nicht zu sehen? Um nicht zu erkennen, daß unsere gegenwärtigen Leiden aus anderen Ursachen entspringen als aus Kapitalmangel, und folglich auch andere Mittel zu ihrer Heilung erfordern?

## Schwerverdiener der Nazis

Mit der Lüge von den hohen Gehältern der Gewerkschaftsangehörigen glauben die Nazis besonders unter den Arbeitern werben zu können. Die Gehälter der Gewerkschaftsangehörigen werden von den Mitgliedern öffentlich auf den Verhandlungen beschlossen, so daß jeder Kollege die Höhe nachprüfen kann. Bei den „Nazibozern“ scheint das anders gemacht zu werden, wie folgender Fall, der langsam an die Öffentlichkeit gesickert ist, beweist.

Fest jede Landzeitung enthält einen Aufruf zur Sammlung für den Bombenwerfer Claus Heim. Diese Sammlungen werden wahrscheinlich bald von der kommunistischen Kassen Hilfe übernommen, da Claus Heim auf dem Wege zur kommunistischen Partei ist. Vorläufig aber beugen sich die nationalen Kreise in den Heim wegen des Engagements und der Verteilung des gesammelten Geldes. Die traditionsreichen nationalen Kreise trauen einer dem andern nicht und haben darum eine Prüfungskommission eingesetzt, die in dem letzten Zentralorgan der Landvolkbewegung ihren Rechenschaftsbericht gibt. Der Bericht stellt fest:

„Aus den Abrechnungen ergibt sich, daß Herr Rechtsanwalt Dr. Laetgenhans für Vertretungen in vierunddreißig Strafakten für 364 Tage auswärtiger Tätigkeit in der Zeit vom September 1929 bis Januar 1931 22.681,64 M erhalten hat. Wir haben festgestellt, daß seit unserer letzten Prüfungssitzung am 1. März Dr. Laetgenhans weitere 2250 M überwiechen sind.“

Dr. Laetgenhans in Göttingen, der sicher irgendwo auch schon einmal über seine vollgehörte Bonanza gewittert hat, ist ein bekannter völkisch-nationaler Rechtsanwältler. Wir stellen fest, daß Herr Laetgenhans je Tag rund 230 M erhalten hat.

Wo man auch hinkommt, in dieser schweren wirtschaftlichen und sozialen Notzeit, man hört immer das selbe: Wo soll denn das noch hinführen? Ist denn gar keine Abhilfe möglich? Und wer etwas feinhörig ist, merkt wie ganz leise in solchen Fragen auch ein Vorwurf mitschwingt gegen die gewerkschaftliche Organisation, von der man doch — übrigens sehr mit Recht — Hilfe und Unterstützung in sozialer Notzeit verlangen dürfe und könne. Dieses leise vorwurfsvolle Mitschwingen aber kann große Gefahren schaffen. Oft genügt eine demagogische Hetzrede aus dem Munde eines Gewerkschaftsgegners oder ein Hetzartikel gegen die Gewerkschaften, um dieses leise vorwurfsvolle Anschwingen zu Mißtrauen zu entfachen, von dem es dann nicht mehr weit ist zur Ablehnung und zum Austritt aus der Organisation.

Am meisten unterliegen die Frauen solch gefährlicher Stimmungsmache in dieser schweren Zeit. Die Frauen sind eben zumeist nur erst gefühlsmäßig mit und in der Organisation. Ihnen ist die Organisation — immer im Gefühlsleben der Frau gesehen — mehr ein persönlicher Schutz im tagespolitischen Geschehen. Dem Manne erscheint diese Funktion der Organisation oft erst als Vorteil zweiten Grades, da sich sein Denken mehr auf der großen Linie des proletarischen Klassenkampfes als geschichtliche Aufgabe bewegt. Trotzdem aber unterliegen auch viele Männer den zeitlichen, vorübergehenden Verhältnissen, besonders, wenn, wie jetzt, solche Verhältnisse sich bis zur Unerträglichkeit verschlechtern und so hartnäckigen Bestand zeigen.

Es muß deshalb in dieser Zeit alles vermieden werden, was die vorhandene miese Stimmung irgendwie nähren und stärken kann. Diese Mahnung gilt besonders allen Funktionären, aber auch jedem Mitgliede, das durch eigene und organisatorische Schulung eine objektive Erkenntnis der Dinge besitzt. Vor allen Dingen gibt es da eins zu begreifen und all den fatalistisch angehauchten Mitgliedern zum Bewußtsein zu führen, nämlich: die Zwangsläufigkeit der kapitalistischen Krisen. Es muß also begriffen werden, daß die Krisen selbst unvermeidlich sind im Privatkapitalismus. Aus dieser Tatsache heraus ist ja überhaupt erst die Forderung nach Sozialismus erwachsen. Daraus muß weiter begriffen werden, daß dann auch die Möglichkeiten des gewerkschaftlichen Kampfes sich fast ganz auf die Abwehr der Krisenwirkung auf das arbeitende Volk beschränken muß.

Aber auch diese Abwehrmöglichkeiten sind für die Gewerkschaften stark beengt. Nach Karl Marx, dem sozialistischen Altmeister, müssen nämlich solche Krisen auf einer bestimmten Entwicklungsstufe sich so brutal auswirken, daß die Arbeiterklasse zur Verzweiflung und damit in die soziale Revolution getrieben wird. Es ist also die Behauptung, daß die Gewerkschaften an der Krise und der ungeheuren Krisennot irgendwie schuld seien, törichtes Gerede. Aber da erhebt die Frage, ob denn die Gewerkschaften dann überhaupt noch einen Sinn haben, wenn der Krisenweg und die Krisennot im Kapitalismus unvermeidlich sind. O gewiß!

Man denke sich nur einmal die Fünfmillionenmacht der freien Gewerkschaften als nicht vorhanden. Gäbe es dann Lohnstarke und vertraglich festgelegte Arbeitsbedingungen wie Arbeitszeit, Ferien usw.? Oder würden dann nicht Löhne und Arbeitsbedingungen einfach fest-

gesetzt nach dem Diktat und der herrischen Forderungen der mächtigen Unternehmergruppen? Und wie sehen deren Forderungen aus? Nun, die Schwerindustriellen haben sie ja vor kurzem bekanntgegeben auf einer Tagung in Düsseldorf. Sie lauten:

Lohnabbau, Arbeitszeitverlängerung, Abbau der Sozialversicherung, Freiheit der Preisfestsetzung nach oben, Freigabe der Mietpreisgestaltung, Ersparnis an sozialen Ausgaben und dafür stärkere Subventionierung (Geldzuwendung) an den Großgrundbesitz, und schließlich Bildung einer politischen Diktatur durch ein Direktorium.

Das ist das Programm, bei dessen Durchführung, die bis jetzt allein von den Gewerkschaften verhütet wurde, auch jene verzweiflungsvolle Lage der Arbeiterklasse geschaffen würde, von der Karl Marx sprach. Da erstehen nun wieder die andere Frage: Wird denn dann nicht durch die Politik der Gewerkschaften der Krisenzustand verewigt, wenn sie die Krise nicht beseitigen können, aber auch eine Entwicklung verhindern, die zur Revolution treibt? Nein!

Der Abwehrkampf der Gewerkschaften schützt wohl die Arbeiterklasse vor der Verelendung, nimmt aber der Kapitalisten nicht die Schwierigkeiten weg, die dieser selbst in der Krise entstehen, im Gegenteil, er vermehrt sie. Und so wird der Entscheidungskampf zugunsten der Arbeiterschaft verlagert. Ohne Gewerkschaften würde er ausgekämpft im sozialen Raum, zwischen Kapitalistenklasse und verelendeter Arbeiterklasse. So aber wird dieser Kampf ausgekämpft auf dem politischen Kampfboden der organisierten Gesellschaftsklassen. Man denke nur an folgendes: Statt daß diese furchtbare Krise die soziale Existenzmöglichkeit der Arbeiterklasse vollständig vernichten konnte, worauf „die soziale Katastrophe“ hätte entstehen müssen, konnte sie sie nur erschüttern, während aber auf der anderen Seite die Katastrophe über den sozialen und finanziellen Zusammenbruch der gesamten deutschen Wirtschaftsgesellschaft zu kommen drohte. Zur Rettung hat das dann die Kapitalisten der ganzen Welt zu gewaltigen Opfern und Zugeständnissen, wie das Schuldenferienjahr (Hoovers Vorschlag), gezwungen.

Diese Vorgänge sind letztlich nur zu erklären in der Tatsache, daß die Kapitalistenklasse nicht mehr nach Belieben ihre wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf Kosten der Arbeiterklasse heben kann, sondern, gezwungen durch deren organisierte Macht, nur auf dem Wege der Eigenhilfe im politischen Raum. Es zeigt sich nämlich in der Aussetzung der Schuldenzahlungen, daß Mehrwertbildung in Deutschland — über Schuldzinsen und Reparation — eher zusammenbrach, als die sozialrechtlichen Errungenschaften der deutschen Arbeiterklasse.

All das muß in dieser Zeit den deutschen Arbeitern bewußt gemacht werden, und natürlich noch einiges mehr, damit sie den ganzen Wert der Gewerkschaften gerade für den Kampf in der Krise erkennen. Der Schein trägt, wenn heute ein Arbeiter glaubt, an den bestehenden Verhältnissen die Ohnmacht der Gewerkschaften abzulesen zu können. Es ist gerade umgekehrt. Die Gewerkschaften sind das einzige Bollwerk gegen die soziale Verelendung, und die einzige Macht, die bei einem wirtschaftlichen Umschwung wieder den Arbeitern die verlorenen Positionen zurückerobert und sie darüber hinaus zu höherem sozialen und kulturellen Stand zu führen vermag.

## Das Morden der Kaufkraft ist falsch

Kaufkraftvernichtung wird heute als das Allheilmittel angesehen, obwohl die ganze Wirtschaftsfrage daran krankt, daß die vorhandenen Warenmengen nicht abgesetzt werden können. Die Notverordnung ist hierfür ein Beweis. In der „Brücke“ (Nr. 24) wird dies von einem Mitglied des Präsidiums der Bayerischen Industrie- und Handelskammer für Oberfranken durch folgende Worte bestätigt:

Es ist ein Unding, auch nur annehmen zu wollen, daß man in einer Epoche der Massenerzeugung, der großen Lager und der Absatzstocung, verbunden mit größter Arbeitslosigkeit, der Krise durch Lohn- und Gehaltskürzungen auch nur im mindesten beikommen kann. Massenerzeugung bedingt Massenabsatz. Es kommt daher einem volkswirtschaftlichen Massenmord gleich, wenn man die große Masse in ihrem Einkommen kürzt. Wahnsinn, nichts weiter! Die große Masse ist es, die allein in unserer Zeit der Massenerzeugung die Arbeitslosigkeit durch Konsum einigermaßen mildern kann. Wir möchten den Grundsatze prägen, daß hundert Briefträger und hundert Volksschullehrer für den Konsum viel wichtiger sind, wie etwa zehn oder selbst fünfzig Regierungspräsidenten, und damit glauben wir den grundlegenden Fehler der Brüning'schen Offensive aufgedeckt zu haben. Nicht Kürzung der Gehälter und nicht Krisensteuer für die Einkommen wären das Gegebene und Notwendige gewesen, sondern Vereinfachung der aufgeblähten Verwaltung in allen deutschen Ländern. Man behauptet, daß z. B. bei einem großen Konzern 25 Direktoren zusammen 12 Millionen das Jahr haben, während 10 000 Angestellte ein Einkommen von zusammen 25 Millionen verdienen. Welcher volkswirtschaftliche Unsinn! Wenn man den 10 000 Angestellten, um ein beliebiges Beispiel anzuführen, 2% von dem Einkommen kürzt, kann der Staat zwar 1 1/2 Millionen profitieren, während die Wirtschaft durch Einschränkung des Konsums die gleiche Summe verliert. Wenn man aber, um das gleiche zu erreichen, den 25 Direktoren 10 vH abzieht, dann profitiert wohl der Staat dasselbe, der Konsum aber hat noch lange nicht den gleichen Schaden, als wenn diese Kürzung bei den Kleineren und Mittleren vorgenommen wird. Kanzler Brüning war also sehr schlecht beraten, als er zu dem Morden der Kaufkraft herangegangen ist, denn diese Handlung war auch wirtschaftlich durchaus falsch!

## Was wird mit den Heimarbeitern?

Durch die Notverordnung vom 5. Juni sind die Heimarbeiter und Hausgewerbetreibenden grundsätzlich aus der Arbeitslosenversicherung herausgenommen worden. Hunderttausende in der Heimarbeit Beschäftigten wird durch diese Maßnahme der Regierung indirekt empfohlen, sich den Unternehmern unter jeder Bedingung als Lohnknecht zur Verfügung zu stellen. Der gesetzliche Schutz der Tarifverträge wird zur Farce, das seit Jahrzehnten mühselig erzwungene Heimarbeiterchutzgesetz praktisch außer Kraft gesetzt. Der Drang zum Leben wird die jedes Schutzes beraubten Heimarbeiter vielfach zum Schmutzkonkurrenz der Betriebsarbeiter machen. Die Folge ist die völlige Zerstörung eines geordneten Tarifvertragswesens, ein

Zustand, den die Unternehmer so sehnlichst herbeiwünschen. Der Deutsche Bekleidungsarbeiter-Verband hatte bereits in einer früheren Eingabe an die Brauns-Kommission vor der Durchführung solcher Gedankengänge gewarnt, wie sie jetzt ihre Verwirklichung finden sollen. Alle Mahnungen und Warnungen waren bisher vergeblich. Und doch muß noch vor der Verwirklichung dieser auf die Heimarbeiter bezugnehmenden Bestimmungen der Notverordnung eine Änderung eintreten, wenn größtes Unrecht und katastrophale Auswirkung in Zehntausenden von Heimarbeiterfamilien und darüber hinaus in tarifpolitischer Hinsicht verhütet werden sollen. Tritt vorerst eine Änderung der Notverordnung nicht ein, muß der Verwaltungsrat der Reichsanstalt baldigst entscheiden.

## Ihre eigenen Totengräber

Es wird in Deutschland und auch in anderen Ländern mit dem Fortbestand einer hohen Arbeitslosigkeit gerechnet. Mehr oder weniger richtet man sich darauf ein. Wie die neueste deutsche Notverordnung zeigt, müssen gewaltige Lasten von der erwerbstätigen Bevölkerung übernommen werden. Daneben hört man aber auch heftige Kritik an den sozialen Lasten, die der Staat und die Unternehmer zu leisten haben. Die deutschen Unternehmer sind nicht schlau genug, um einzusehen, daß soziale Lasten das Lösegeld sind, das der Unternehmer den besitzlosen Bevölkerungsschichten gegenüber zu tragen hat. In seinem Buche „Das Schicksal des deutschen Kapitalismus“ führt Prof. Bönn über Löhne, soziale Lasten und den Bestand des Kapitalismus folgendes aus:

„Seit die Grenzen der überseeischen Welt geschlossen sind, in die die überschüssigen Menschen einwandern konnten oder einzuwandern hofften, muß man für sie in Europa sorgen. Der Kapitalismus, der soziale Lasten einsparen will, ohne sie durch hohe Löhne überflüssig zu machen, organisiert in der industriellen Reservearmee der Arbeitslosen unbewußt die wahre „Rote Armee“. Ein Kapitalismus überdies, der nicht von den Mitkapitalisten gestützt wird und dessen Ergebnisse hohe Preise sind, kann sich nur halten, wenn hohe Preise bei voller Beschäftigung von hohen Löhnen begleitet sind. Hohe Preise und Arbeitslosigkeit sind auf die Dauer nicht erträglich. Stilllegungen und Entlassungen sind nur dann ohne große soziale Störungen durchzusetzen, wenn sie die künftige Produktion leistungsfähiger und billiger gestalten. Sucht man Löhne, die an den Löhnen anderer Länder gemessen und mit der Vorkriegszeit verglichen, nicht hoch sind, herabzudrücken, um die verlorenen Leistungsfähigkeit wiederzugewinnen, ohne Preise abzubauen oder unrentable Kapitalien auszulöschen, so gefährdet man den Kapitalismus.“

Diese Worte sollten sich namentlich die deutschen Unternehmer hinter die Ohren schreiben. Anders sieht die Verhältnisse nicht, denn kann für den Fortbestand der kapitalistischen Wirtschaft von niemanden garantiert werden. Die engstirnigen Unternehmer sehen dies nicht ein. Deshalb sind sie unbewußt die eigenen Totengräber der kapitalistischen Wirtschaft. Wenn sie dies in ihrem blindwütigen Haß gegen die Arbeiterklasse nicht einsehen wollen, so soll uns das recht sein.



# Familie und Heim



## Frauen von heute!

Man kann sie überall sehen und bewundern, wie sie mit festen sicheren Schritten durch die Straßen gehen, schick, modern. Wie sie auf den Sportplätzen mit Grazie ihren schlanken Knabenkörper stählen, und des abends in fraulicher Anmut und raffinierter Eleganz im Theater oder Kabarett sitzen und flirten. Man sieht sie, mit schmalrasierten Augenbrauen, einen zarten Hauch von Puder und Schminke um sich verbreitend, aus dem Schönheitssalon kommen. Das Leben scheint spurlos an ihnen vorüberzugehen; die Augen strahlen in Frohsinn und Heiterkeit und der rote Mund ist immer zum Lachen bereit. Die Männerwelt ist entzückt von diesen Frauen, die nie alt werden und immer verstehen, etwas aus sich zu machen und Sonne in den Alltag bringen —

So ungefähr werden die Frauen von heute in der bürgerlichen Presse oft geschildert, und von ihrem Scharm jauchzen die neuesten Tanzschlager.

Sind das nun wirklich die Frauen von heute? Waren sie nicht auch schon gestern und vorgestern da? Und ist es vielleicht ihr eigener Verdienst, sich jung und schön zu erhalten, oder ist es der Geldbeutel des Vaters oder Ehemannes? Denn wenn man Geld besitzt, hat man auch die Zeit, sich das anzuweigen, was dazu gehört, um zu dem bewundernden Scharm zu gelangen.

Als Gegensatz der eben geschilderten Frauen und als Antwort der offenen gelassenen Fragen betrachte man die anderen, die wirklichen Frauen der Jetztzeit, die den ersten in der Zahl weit überlegen sind. Man kann sie zu bestimmten Stunden,

morgens, mittags und abends durch die Straßen hetzen sehen. Müde ist ihr Blick und in den Mundwinkeln sitzt die Bitterkeit, die Schultern nach vorn geneigt. In den Gesichtern dieser Frauen sind kaum noch Spuren jugendlicher Frische zu finden. Das harte Leben droht den letzten Rest davon zu verwischen.

Man denke sich eine Frau, deren Mann arbeitslos ist. Die Kinder essen in schlechten Zeiten mehr als in guten. Die Frau, als des Mannes Kameradin, arbeitet am Tage für den Lebensunterhalt und des abends, die halbe Nacht für die häusliche und leibliche Ordnung. Und wenn auch die Augen brennen, der Rücken schmerzt — es nützt nichts, sie muß; denn gibt es wohl größere Seelenpein, als verlangende Kinderaugen und ein verzagtes Männergesicht sehen zu müssen und nicht helfen zu können?

Wo sollten nun solche Frauen die Zeit für Gymnastik oder gar den Sportplatz hernehmen? Wo sollte Geld und Zeit zu einer schönen Wochenendfahrt mit Sonne und frohen Liedern hergenommen werden? Und wenn ihnen beim Anblick der schönen, modernen Frauen der Mut sinken will, dann töten sie mit heldenhafter Selbsttäuschung den aufsteigenden Neid. Arbeit ist — für sie Sport, ein froher Kinderblick ihr auch Sonnenschein. Tapfer werden weiter Körper und Geist angestrengt, zum Dank dafür sind sie zum frühen Altern verdammt. Und hätten doch viel eher bewundernde Blicke verdient, als ihre schönen, gepflegten Geschlechtsgenossinnen.

Welche von diesen beiden Arten von Frauen sind nun eigentlich die Frauen von heute? Nun, die arbeitenden sind es, die, die um das tägliche Brot arbeiten. Sie sind Heldinnen, denen man im Herzen einen Altar der Verehrung und Dankbarkeit errichten und ihnen in andächtiger Ehrfurcht die arbeitsrauen Hände küssen sollte.

Rosa Kübler.

## Geburt im Schacht

Drunten im Schacht! In einem grauen mit tiefen Rissen durchfurchtem Gemölbe stehen in Reih' und Glied die vierbeinigen Helfer des Bergmanns, Pferd an Pferd, jedes in seiner Boxe. Träge wühlen ihre Mäuler in den Krippen. Der leckere Hafer ist längst über ihre Gaumen gegangen, und der den Nüstern entströmende Fön wirbelt den verachteten Häcksel durch die Luft. Hier ist das Dorado der Ratten. In ungeheurer Zahl belagern sie die der Ausladung harrenden Futterwagen. Daß sie den Pferdestall selbst in nicht so wimmelnder Zahl bevölkern, darf dem lieben Peter, einem riesigen Kater, aufs Konto gesetzt werden. Er ganz allein hält die langschwänzige Sippe in Schach. Hunderte von ihnen haben sich in gewagter Dreistigkeit seinem scharfen Gebiß ausgeliefert, bei dessen zermalmender Tätigkeit ihr klägliches Gepolse bald verstummt. Hier ist die Stätte, an der ich rührseliges Mutterglück schaute.

Ich fuhr eines Abends mit dem alten schnaubbärtigen holsteiner Stallknecht gemeinsam zur Nachtschicht an. Ich begab mich in die dem Stall direkt angegliederte Werkstatt, während der Knecht sich unter ständigem Fluchen über die „gottverdammten Biester“ (so nannte er „liebeyoll“ seine Pflegebefohlenen) mühte, Stall und Pferde gründlich zu reinigen. Die Art und Weise, wie er mit den wiedernden Grubenbewohnern, vornehmlich beim Auffüllen der Krippen, herum schnauzte, erinnerte mich lebhaft an meinen Klassenlehrer, der, ebenfalls schnaubbärtig, mich, dem wenig Gnade bei ihm Findenden, trotz Repräsentation eines gertenschlanken, schmalzstullengenährten Körpers, den lieblichen Beinamen „Rübenschwein“ gab. Aber, und daran ähnelten sich Lehrer und Stallknecht ebenfalls, Hiebe gabs nie. Plötzlich verstummte des Holsteiners Begleitmusik. An Stelle der heiser krachenden Flüche, vernahm ich plötzlich meinen in höchster Erregung gerufenen Namen. Während ich in langen Sätzen aus der Werkstatt eilte, kam mir blitzschnell der Gedanke, daß ihn vielleicht der Hufschlag eines flüchtigen Pferdes zu Boden gestreckt haben könnte. Doch nein, kaum

war ich an der ersten Boxe vorbei, da sah ich den scheinbar Niedergestreckten mit vor den Leib gewinkelten Armen am Hinterteil Lillis, unserer einzigen Ponystute, hantieren. „Paß uff“, rief er, „Lilli kriegt watt Kleenes!“ — Wenige Sekunden später hielt der Schnaubbärtige ein Füllen auf den Knien.

Welch ein Wunder! Hier, im Eingeweide unserer Mutter Erde, erfüllte sich der heißeste Wunsch meiner Kindheit: Ich durfte meine Hände streichelnd um den Leib eines neugeborenen Pferdchens legen.

Während es in ängstlicher Unbeholfenheit in meinen vor Aufregung und Freude zitternden Händen strampelte, beleckte Mama Lilli in rührender Zärtlichkeit ihren weitab vom Lichte geborenen Sohn. Bald war die Nebenboxe für unser Füllen hergerichtet. Weich und warm lag es auf alten Jacken und reiner Putzwolle. Nach kaum einer Stunde schlürfte unser kleiner Grubensohn Lillis überreichlich fließende Nahrung und Peter, der neugierig unsern Familienzuwachs musterte, bekam auch seinen Napf voll köstlicher Pferdemilch. Bald schmatzten Füllen und Kater um die Wette.

Die ständig inspizierenden Tierärzte und Stallmeister hatten nicht geahnt, daß man in der vor wenigen Monaten eingeführten Ponystute eine zukünftige Mutter ins Revier schickte, deren ständig zunehmende Rundung man mit Stolz dem wohlfeilen Hafer zuschrieb. Wie oft wohl mag Lilli über jene hohen Herren heimlich gekichert haben?

E. G.

### Schottisches Kino

Sandy, der Besitzer eines kleinen Theaters in der schottischen Provinz war, fuhr in die Großstadt, um sich dort einige Anregungen zu holen. Als er durch die Straßen schlenderte, sah er an einem großen Kino ein Plakat hängen, daß alle Personen über 80 Jahre freien Eintritt hätten.

„Sehr gut“, sagte er zu sich selbst.

Am nächsten Tage reiste er wieder nach Hause, und das erste, was er tat, war, ein Schild herauszuhängen, auf dem folgendes zu lesen war:

„Alle Personen über 80 Jahre haben freien Eintritt, wenn sie in Begleitung ihrer Eltern sind.“

## Das Leben der Marie Szameitat

Von Josef Maria Frank

Copyright 1930 by „Der Bücherkreis GmbH“, Berlin 1931

### XIV.

Der neue Tag. Die Stunden sind schwer zu ertragen. Marie weiß selbst nicht, was sie nun will. Sie kann sich nicht erinnern, jemals so unentschlossen gewesen zu sein.

Die Uhrzeiger scheinen zu rasen. Draußen wird es schon dunkel. Marie wird wieder unsicher. Etwas in ihr ruft. Sie kann nicht näher bestimmen, was es ist, aber sie kennt es, von damals her, als das mit Fritz angefangen hatte. Das legt sich wie ein Strick um ihren Willen und würgt ab. Sie fühlt sich müde und kraftlos, wie nach einem langen Fußweg in drückender Schwüle.

„Ich werde wohl doch hinuntergehen.“

Aber ein Grund muß gefunden werden. Ein stichhaltiger Grund, der entschuldigt. Marie schämt sich vor sich selbst.

Da fällt ihr ein — der Gedanke kommt überraschend und verwirrend —, daß Fritz vielleicht, wenn er über die Zeit erfolglos wartet, heraufkommen und nach ihr fragen werde.

Ein schrecklicher Gedanke! So unsinnig er auch ist — aber Marie glaubt schon daran. — Das muß verhindert werden.

„Ich muß doch hinuntergehen!“ Der Grund ist gefunden.

Dann wird sie ins Zimmer gerufen. Sie soll den Tisch decken. Sie muß sich zwingen, das nicht nur mechanisch zu tun. Trotzdem geschieht, daß sie die Teller vertauscht. Das fällt der Frau auf. Die stellt die Teller um und sieht kopfschüttelnd Marie an. Sie nimmt sich zusammen, fragt sich aber, woher dieser prüfende Blick kommt. Ahnt die Frau schon? Furchtbarer Gedanke! Da hört sie deren ruhige, gute Stimme: „Du bist müde, Marie. Du mußt ja auch müde sein, wie du dich heute abgerackert hast. Das darfst du nicht machen. Du kannst nachher, wenn du unser Schlafzimmer gemacht hast, sofort ins Bett.“ Marie nickt lächelnd in Abwehr. „Oder wart mal, Marie, ich weiß noch was Besseres, das spannt dich noch mehr aus.“

Die Frau geht zum Büfett, öffnet eine Schublade und nimmt Geld heraus und drückt Marie, der Verwunderten, ein Markstück in die Hand. „Geh ins Kino! Das ist eine Abwechslung und du hast es verdient. Du kannst dann gleich heruntergehen. Dann erwischst du noch an der Ecke die letzte Vorstellung.“ Marie, völlig überrascht von dieser Entwicklung, weiß nichts zu sagen und stottert hilflos. Die beiden Älteren lachen herzlich: „Kein Wort, Marie! Ist schon gut!“

Marie ist, wie immer, still, offen und unerregt, als sie — zum Ausgehen umgekleidet — „Gute Nacht“ sagt und noch einige Aufträge für morgen entgegennimmt. Dann geht sie. Die Frau mit ihr noch nach: „Und viel Spaß, Marie! Hörst du?“

Marie knipst das Treppenlicht nicht an. Sie weiß selbst nicht, warum. Doch tut sie es nicht gedankenlos. Sie steigt im Dunkeln hinunter. Unschlüssig steht sie im Hausflur hinter der Tür, sieht durch die mit eisernen Blumenranken vergitterten Türfenster. Menschenleer die Straße. Marie klammert sich an einen Gedanken: Vielleicht ist er doch nicht gekommen, koante nicht oder wollte nicht, hatte das mit heute abend nur so dahergeredet?

Da geht langsam einer vorbei, bleibt kurz stehen, späht in den Flur hinein, geht weiter. Marie steht im Schwarzen, ist unsichtbar für einen Blick von draußen. Sie tritt näher an die Scheibe, wartet. Jetzt kommt er wieder; Marie sieht scharf hin. Sie atmet auf, es ist Fritz. Sie tritt schnell zurück, läßt ihn wieder vorbeigehen. Dann schließt sie schnell die Haustür auf, eilt auf die Straße, dem Mann nach.

Sie ruft. Es ist wirklich Fritz. Er dreht sich hastig um, lacht und eilt auf sie zu, will sie lang und breit begrüßen. Marie aber winkt ab und zieht ihn schnell weiter, zur nächsten Straßenecke, wo das kleine Kino ist. „Die Frau weiß nicht, daß ich mit dir fort bin. Sie meint, ich geh ins Kino. Wir müssen acht geben.“

Fritz ist es recht. Er will mit ihr in ein Café. Oder noch besser, in das Kino. Warum nicht? „Nein, Fritz. Das geht nicht. Da sind vielleicht Mädchen aus dem Haus. Und klatschen nachher, weißt du.“ Sie will lieber spaziergehen.

Jetzt — sie sind schon eine Straße weiter — kommt Fritz erst dazu, sie richtig zu begrüßen. Er hat ihr ein billiges Blumensträußchen, wie man sie schnell im Vorbeigehen auf der Straße kaufen kann, mitgebracht. Auch ein in weißes Seidenpapier sorgsam verschmürtes Päckchen, das er ihr geheimnisvoll in die Hand drückt.

Marie ist überrascht. So überrascht, daß sie nur immer die Blumen ansieht und ganz vergißt, das Päckchen zu öffnen. Es hat ihr noch niemals in ihrem ganzen Leben ein Mensch Blumen geschenkt. Doch — einmal, damals Schwester Beatriz! Aber das war nur Schwester Beatriz. Jetzt aber ist es Fritz! Marie sieht ihn dankbar an, nickt wortlos und lächelt ihm zu.

Er ist etwas beleidigt, daß sie nur die Blumen und nicht das Päckchen beachtet. Er nimmt es ihr aus der Hand. „Bleib mal hier stehen, Marie. Das ist doch die Hauptsache.“

Neugierig steht sie neben ihm unter der Sogelampe. Zwei einsame Menschen in dem einsamen Lichtkegel einer sonst dunklen Straße.

Es ist eine schwarzglänzende Handtasche aus geripptem Autolack. Marie ist sprachlos, fassungslos. „Das soll für mich sein?“ Fritz öffnet die Tasche. Dunkelrotes Moiré. „Fein!“ Er zeigt stolz, was alles in der Tasche drin ist, kramt langsam heraus: Einen Spiegel, in Autolack gefaßt, ein Kämmchen, rot wie das Futter, ein Bürstchen, eine goldglänzende Puderdose, ein Parfümfläschchen, ein Portemonnaie. Und in der Puderdose ist wahrhaftig Puder, eine merkwürdige harte, weißbrötlige Scheibe, und in dem Fläschchen ist wirkliches Parfüm. Marie will es nicht glauben. Da lacht Fritz auf und spritzt zum Beweis Marie einige Tropfen aus dem Flakon über. Verblüfft atmet sie mit geblähten Nasenflügeln den fremden, süßen, im ersten Augenblick der Überraschung fast betäubenden Duft in sich ein.

Auch zeigt Fritz ihr zwei schmale Messinghülsen, glänzend poliert, die je einen Stift enthalten, einen schwarzen und einen roten, und erklärt, was das ist: Augenbrauen- und Lippenstift. Aber damit weiß Marie offenbar nichts anzufangen, ebenso wenig wie mit dem Puder. Die Tasche, das tiefschwarz glänzende Lackleder und das rote Seidenfutter, auf das Fritz ganz besonders aufmerksam macht und das zärtlich von Marias Fingern betastet wird, das ist es, was Marie überrumpelt.

Schließlich öffnet Fritz auch das Portemonnaie und zeigt ihr einen neuen Zehnmarkschein, klein zusammengeklappt. Fritz hat also nichts vergessen. Er ist stolz, sehr stolz und sehr zufrieden mit sich und mit der Wirkung der Tasche, die er einmal anstatt einer unbeglichenen Zeche von einer Nachtlokal-kokotte erhalten hatte.

Sie stehen noch immer unter der Laterne. Halb ungläubig, halb schon Besitzer, bestaunt Marie noch immer das ihr kostbar scheinende Geschenk. Behutsam umfaßt sie die Tasche, streichelt über das gerillte Leder, öffnet und kramt herum in fast kindlicher Freude. Lächelnd biegen sich ihre Lippen hoch. Sie glaubt wieder an Fritz.

Bedächtig steckt sie seine Veilchen mit einer Sicherheitsnadel an ihrem Mantelrevers, wie sie es bei anderen Frauen gesehen hat, und nimmt nun die Handtasche in ihre Linke. Dann hebt sie ihr Gesicht frei und ganz zu Fritz, sieht ihn ohne Mißtrauen an und streckt ihm ihre rechte Hand entgegen. Wortlos dankt sie ihm. Die ganz und gar unerwartet gekommene Freude hat stumm gemacht. Marie fühlt sich glücklich. Der Betrug des Spazierganges und die ganze Angst des Tages sind vergessen. Marie denkt nicht mehr daran.

Fritz, den ihr schönes, im Lichtkegel aufstrahlendes Gesicht reizt, zieht sie mit sich. Sie spazieren weiter, die dunkle, verlassene Straße entlang. Ihr Gespräch verstummt. Fritz hustet verlegen. Da spürt Marie seine vorsichtig streichelnde Hand über ihre Hüfte gleiten; sie spürt den Druck dieser Hand, die ihren Körper langsam dem seinen zu hinüberzieht. Fritz bleibt stehen, sieht sich um, will sie hastig küssen. Sie zuckt zurück. „Nein, Fritz! Bitte, nicht hier.“

Sie gehen weiter. Schweigsam. Fritz macht ein beleidigtes Gesicht und räuspert sich brummend.

„Bist du mir böse, Fritz? Nicht! Jetzt nicht, wo doch alles so schön ist. Jetzt nicht böse sein!“

So schlendern sie zum Park hinüber. Marie folgt wie in Selbstverständlichkeit. Sie setzen sich auf eine Bank ins Dunkel geborgen hinter dichtem Buschwerk.

Die Abende sind schon kalt. Fast fröstelt Marie. Sie horcht auf Stimmen, Flüstern, unterdrücktes Lachen. Das kommt von dort, von drüben, von allen Seiten. Die Bänke, die ringsum stehen, sind alle besetzt. Überall Pärchen, wie es scheint. Marie ist der Gedanke, unter ihnen zu sitzen, peinlich. Aber — fragt sie dann und beruhigt sich damit — wo soll man sonst sitzen?

Doch sind sie verlegen, einer auf den anderen leuernd, und schweigen sich aus. Sie sitzen still, Hand in Hand. Manchmal spürt sie den härteren Druck seiner Hand, die heiß ist und der sie nicht mehr ausweicht. Jetzt schiebt sich sein Körper näher dem ihren, daß sie wieder wie am Abend vorher seine wohlthuende Wärme in sich hineinfließen und süßen, einschläfernden Schauer sie durchrieseln fühlt. Plötzlich ein Überfall: Fritz hat sich umgewandt und sie geküßt.

Die Angst steigt wieder hoch. Marie muß wieder an jenen Abend denken. Ist es jetzt nicht so wie damals, fast wie damals? Sie will hoch und wehrt sich, versucht, sich von ihm freizumachen. Aber er — von ihrer Spröde aufgereizt und wild und hitzig geworden — zwingt sie schwer zu sich nieder, bis sie müde wird und ihn nun selbst, erst widerstrebend, dann heiß und nun schon hemmungslos küßt und immer wieder küßt. Beide atmen schwer und keuchend. Jetzt ist alles vergessen — Entschlüsse, Bedenken, Gedanken und Folgerungen. Jetzt sind nur diese Küsse da, die den Herzschlag hetzen und die Brüste hart und fest machen und auf und nieder werfen, daß sich die Spitzen wohligh, so maßlos erregend am Hemdtuch reiben.

Jäh springt Marie auf. Sie will nach Hause. Sie hat doch nicht ganz vergessen. Fritz will sie zum Hierbleiben drängen. Sie wehrt sich.

„Ich muß, Fritz! Kommi Bitte!“

So gibt er nach und bringt sie langsam wieder nach Hause. Sie sprechen wenig, nur Beiläufiges.

Im schwarzen Schatten der Haustürschwelle küssen sie sich nochmals. Marie schließt die Tür auf und geht hastig hinein. Während sie von innen abschließt, sieht sie undeutlich durch die Scheiben, wie Fritz immer noch dasteht. Sieht es und wird unschlüssig.

Sie weiß nicht, was sie tut. Sie dreht den Schlüssel wieder um, reißt die Tür auf und wirft sich wortlos dem so Überraschten an den Hals und küßt jäh und fremd den Ahnungslosen, daß jetzt ihr heißer Atem ihn erschreckt. Doch ehe er noch zur Besinnung kommt und versteht, ist sie wieder verschwunden, fällt die Tür ins Schloß und sind nur diese drei Worte zurückgeblieben: „Morgen abend, Fritz!“

Marie flieht die Treppe hinauf. Unten trommelt Fritz gegen die Tür. Erschrocken bleibt Marie stehen. Wartet. Plötzlich hört das Trommeln auf, ist es still. Marie flieht weiter. Stufen überspringend. Flieht. Vor sich selbst.

Marie steht in ihrer Kammer. Steht dort fassungslos, hält die Hände auf die hämmernde Brust. Das dauert Minuten. Dann beruhigt sie sich und lächelt trotzig.

Während Marie sich entkleidet, zwischendurch ab und zu an den Veilchen schnuppert, übersinnt sie nochmals Schritt für Schritt alles, und drängt letztes Bedenken und immer noch zurückgebliebene Angstreue aus sich heraus. Als sie das Licht ausdreht und sich niederlegt, ist sie ohne Hemmung und sie fühlt sich vollends frei von allem, das vor Stunden noch so grenzenhaft bedrückt hat.

Seitdem treffen Marie und Fritz sich heimlich fast jeden Abend. Sie umarmen sich, lassen ihr warmes Blut den anderen spüren, streicheln sich und küssen sich. Das ist alles. Es ist wie eine stille Verabredung zwischen ihnen, daß mehr nicht sein darf.

(Wird fortgesetzt.)



# Verbandsleben



## Willkommen dem IGB in Berlin

Am 1. Juli ist das Büro des Internationalen Gewerkschaftsbundes von Amsterdam nach Berlin übersiedelt. Es ist nun Köpenicker Straße 113 untergebracht. Damit ist einem Verlangen Rechnung getragen, das seit dem Internationalen Kongreß von Paris im Jahre 1927 gestellt war. Die lange Zeit seiner Erfüllung läßt erkennen, daß sie nicht leicht gewesen ist. Nicht nur die französischen, belgischen und andere ausländischen Genossen waren gegen die Sitzverlegung des IGB, und in Deutschland hat es Stimmen genug gegeben, die der Sitzverlegung nach Berlin nicht glaubten zustimmen zu sollen. Die Gründe, die beide Seiten für ihre Meinung ins Treffen führten, sind hier wiederholt behandelt worden, so daß sie übergangen werden können. Die überwältigende Mehrheit des Stockholmer Kongresses war indessen trotz der Einwände der Ansicht, daß eine Sitzverlegung, und zwar nach Berlin, der Tätigkeit der Internationale nützlicher sei als ihr Verbleiben in Amsterdam.

Die Internationale kommt just zu einer Zeit in die deutsche Hauptstadt, wo auf der Weltbühne die tollsten Szenen des großen Trauerspiels, kapitalistische Ordnung benamt, vor sich gehen. Ein Land nach dem andern sieht sich gezwungen, an dem heftigen Spiel teilzunehmen. Den Vordergrund der Bühne nehmen allerdings nur erst Minister und Politikanten, Unternehmer und Börsenjobber, Stimmungsfabrikanten und uniformierte Trabanten ein, während sich die Arbeiterklasse noch im Hintergrund hält. Doch lange wird sie in dieser Stellung weder beharren können noch dürfen. Sie wird ihr ganzes Schwergewicht einsetzen müssen, wenn sie nicht will, daß sie noch weiter zwischen dem Teufel und der tiefen See gerät. Das große Ringen der Kapitalistenklasse um ihr Dasein, das wir jetzt allwärts sehen, wird über kurz oder lang durch die Anteilnahme der Arbeiterklasse in ihre entscheidende Phase treten. Das dürfte, wenn nicht alle Zeichen trügen, in dem hochindustriellen Deutschland zuerst der Fall sein.

So kommt das Büro der Internationale noch eher und tiefer in den vollen Strom des Weltgeschehens, als jemand ahnen konnte. Das wird, wie man ohne weiteres annehmen kann, nicht ohne Einwirkung auf den Geist und das Wirken der Leitung des IGB bleiben. Es kann und muß daraus die so oft gewünschte größere Aktivität der Internationale sprießen. Und davon werden alle Glieder unserer Weltgemeinschaft nur Nutzen haben.

Es liegt uns ferne, an das Büro des IGB nun überspannte Erwartungen zu stellen. Es ist ja im Grunde nur eine Turbine, deren Kraftentfaltung von der Stärke der hinter ihr stehenden Energie bestimmt wird. Diese Energie drückt sich in diesem Falle aus durch das Maß der gewerkschaftlichen Kräfte und der Anteilnahme an der Tätigkeit des Büros. Wir glauben sagen zu können, daß es an Anteilnahme von den Mitgliedern des Metallarbeiter-Verbandes nicht fehlen wird. Sie werden es weder an Rat noch an Tat fehlen lassen. Sie werden dazu getrieben von ihrer internationalen Gesinnung und von der Tatsache, daß sie fast mehr als irgendein anderer Beruf mit der Weltwirtschaft verknüpft sind. Diese Verknüpfung heißt die Metallarbeiter besonders stark nach einer lebendigen und tatkräftigen Internationale zu streben. Eine solche Internationale aber ist nur möglich, wenn alle an ihrer Entfaltung fleißig mitarbeiten. Das wissen die Metallarbeiter, demgemäß werden sie handeln.

Wie die Metallarbeiter, wollen und denken, wie wir glauben versichern zu können, auch die anderen Berufe der deutschen Arbeiterschaft. Auch sie werden ihr bestes tun, die Internationale stärker zu machen. Die freigewerkschaftlich organisierten Arbeiter Deutschlands wissen, daß sie zu der Ehre, das Büro des IGB bei sich zu haben, von ihrer internationalen Klassengenossenschaft eine Pflicht übernommen haben, und keine geringe. Diese Pflicht werden sie ebenso freudig wie ernst zu erfüllen trachten. Durch diese Mitarbeit wird die Internationale, das muß man hoffen, den Wünschen eher gerecht werden können, die sich an die Sitzverlegung knüpfen. Der IGB sei uns darum in Deutschland, in Berlin herzlich willkommen. fk.

## Zeitnehmertypen

Der Mann mit der Stoppuhr steht bei uns schon lange im Mittelpunkt einer lebhaften Aussprache. Er hat dabei, nachdem er selbst zu Wort gekommen ist, mehr oder weniger Verständnis, aber auch schroffe Ablehnung erfahren. Um die verschiedenen Stellungnahmen einmal lobend zu ergründen, muß man schon etwas tiefer greifen.

Grundsätzlich sind wir Gewerkschafter keine Gegner von Messungen der Arbeitsoperationen. Denn auch die von uns angestrebte sozialistische Produktionsweise benötigt zur planmäßigen Herstellung und Verteilung der Bedarfsartikel und Kulturgüter, wie wohl keine andere Wirtschaftsform, geeignete Unterlagen und Statistiken. Was wir kritisieren und ablehnen, ist die Anwendung und Auswertungsmethode der Stoppuhr, dieses symbolisch gewordenen Arbeitsinstrumentes des Privatkapitalismus, eine Methode, die des wertvollsten volkswirtschaftlichen Gutes, die menschliche Arbeitskraft, zu immer höherer Anspannung zwingt zugunsten einer unsinnigen Profitpolitik. Weil das Wie bei der Behandlung dieses lebendigen Produktionsfaktors eine große Rolle spielt, so ist die Person des Zeitnehmers von ausschlaggebender Bedeutung im Zeitstudienwesen.

Der richtige Stopper soll neben genügend technischer Ausbildung gründliche Kenntnis der Werkzeuge, Maschinen, Arbeitsverfahren und Organisation des Betriebes besitzen, dem Takt, ruhiges Ansehen und Gerechtigkeitsempfinden. Weiter sollen zielbewusstes Wesen, Entschlossenheit, Gewissenhaftigkeit und Ordnungssinn vorhanden sein. Auch geistige Fähigkeiten werden verlangt, wie scharfes Auffassungsvermögen, praktische-kritischer Blick und Überzeugungsgabe. Entsprechend dieser Typen der Wirklichkeit, kann man wahrscheinlich ein ge-

ringerer Teil der jetzigen Einwände und Streitigkeiten zu zeichnen. In der Praxis ist es doch so, daß man entweder Erfolg versprechende Facharbeiter oder Betriebsangestellte nach eigenem Ermessen aussucht und sie einen Stopper-Kurs mitmachen läßt, oder man wählt aus den mit Gehaltsangabe versehenen Ausschreibungsergebnissen den „besten“, das heißt den billigsten Bewerber. Diese so Ausgesuchten werden dann auf die Arbeiterschaft losgelassen. Mangelndes berufliches Können und fehlendes Einfühlungsvermögen in die Seelenbeschaffenheit des arbeitenden Menschen werden dann durch rücksichtsloses Vorgehen und Ausnutzung der Machtstellung ersetzt.

Wenn man die besonders hervortretenden Eigenschaften der Zeitnehmer einmal genauer betrachtet und ihre Auswirkungen im Arbeiterleben studiert, so erkennt man verschiedene Gruppen. Wohl der größte Teil der Zeitnehmer gehört zu der schon oben erwähnten Strebersorte, die sich mit der Stoppuhr in der Hand schon als kleiner Wirtschaftsführer dünken. Sie haben den Ehrgeiz, die absolut niedrigste Produktivlohnsomme herauszustoppen ohne Rücksicht auf andere Faktoren. Das ist, neben der unheilvollen Wirkung auf den menschlichen Organismus, aber auch nachteilig für den Betrieb, wenn sich die verantwortlichen Stellen von den nackten Zahlen blenden lassen. Da nämlich bei dieser Einstellung keine Wirtschaftlichkeitsrechnung aufgestellt und nicht oder nicht genug geprüft wird, ob nicht etwa vermehrte Hilfsarbeiten, erhöhte Material-, Werkzeug- und Vorrichtungskosten oder gar Qualitätsrückgang den „Rationalisierungserfolg“ illusorisch machen, so müssen in solchen Fällen die Gesamtkosten steigen. Die Angestelltenkollegen des Stoppera, der auch in diesen Kreisen nicht sehr beliebt ist, wissen meist von diesen Zuständen, machen aber um ihrer Stellung willen so mit.

Während diese Zeitnehmer sogar die Kenntnis von persönlichen und privaten Dingen als Mittel zum Zweck benutzen, vermeiden andere wieder vorsichtig alles Persönliche. Es sind die passiven Naturen, die schicksalsergeben und pflichttreu ihre Beobachtungsbogen ausfüllen und ihren ehemaligen Mitarbeitern gegenüber die Objektivität selber sein möchten. Aber Zeitaufnahmen werden ja nicht gemacht, um die Arbeitsverrichtungen auf dem Papier zu sehen, sondern um sie zu beschleunigen und abzukürzen, nicht zuletzt durch Verschärfung des Arbeitstempes. Jeder Zeitnehmer muß in dieser Richtung wirken, er kann also, trotz aller humanen Anwendungen, nicht objektiv sein, so wenig wie die General-Anzeiger-Presse politisch neutral.

Wir wollen anerkennen, daß es auch Zeitnehmer gibt, die das Schwergewicht ihrer Tätigkeit nicht auf das Arbeitstempo und das Lohnminimum legen, sondern auf den ganzen Arbeitsprozeß. Meist mit gutem Kombinationsvermögen und Organisationstalent ausgestattet, kennen sie die Wirkungen der Stoppuhr und versuchen daher mit allen Mitteln betriebstechnischer und betriebsorganisatorischer Art eine Senkung der Gestehungskosten herbeizuführen. Anerkannte Erfolge auf diesem Gebiete und Spezialkenntnisse bewahren diesen wirtschaftlichen Typ mit der oft solidarischen Einstellung vor dem sonst drohenden Abbau. Sie können sich nicht gewissenlos in den Dienst der kapitalistischen Dividendenjäger stellen, weil sie wissen, daß nur eine ungesunde und gespannte Betriebspolitik die Folge sein kann. Bringt man sie nicht bei Zeiten an passendere Stellen, so haufen sie bald wieder ab; darum findet man solche Leute selten in den Betrieben. Erfolgreiche Techniker oder Betriebswirtschaftler sind eben nicht immer „gute“ Zeitnehmer.

Wenn die Arbeiterschaft auch zur Anpassung und zu Kompromissen gezwungen ist, so muß sie doch alle Arbeitswissenschafts- und Zeitstudien systeme grundsätzlich ablehnen, die nicht die Eigenheiten der menschlichen Arbeitskraft und Bedürfnisse in Rechnung stellen. Die kapitalistischen Methoden tun das nicht, und das Ergebnis ist, daß vorzeitiger Verfall des menschlichen Organismus, daß Kaufkraftschwächung infolge Lohnreduzierung und Massenarbeitslosigkeit zu schweren Krisenzuständen in Wirtschaft und Gesellschaft führen. Es müssen angesichts dieser Erscheinungen die Techniker und Zeitnehmer nicht nur sorgfältig ausgewählt und nicht nur mit der Stoppuhr und den dazugehörigen Formalitäten bekannt gemacht werden, sondern in erster Linie mit allen betriebswirtschaftlichen, sozial- und wirtschaftspolitischen Zusammenhängen ihrer Tätigkeit. Nur dieser „neue Mann“ verbürgt uns den höchsten Wirkungsgrad der Volkswirtschaft. Er wird aber erst voll wirksam werden können in einer höher entwickelten Wirtschaft. Ludw. Linneweh.

## Fritz Föller 60 Jahre

Am 6. Juli feierte Fritz Föller, Bevollmächtigter unserer Dresdener Ortsverwaltung, seinen 60. Geburtstag. Den Wünschen, die dem Jubilär in so reicher Weise zugedacht waren, fügen wir die unseren bei und verbinden sie mit der Hoffnung, daß Fritz Föller noch viele Jahre führend den Dresdener Metallarbeitern vorangehen möge. Föller war von Beruf Goldschläger und sollte einmal herufen sein, das väterliche Geschäft fortzuführen. Das lag nun gar nicht im Sinn des jungen Fölles, der schon sehr frühzeitig mit der Arbeiterbewegung in Berührung kam und im Gold- und Silberarbeiter-Verband eine große Rolle spielte, die sich beim Übertritt zum Deutschen Metallarbeiter-Verband fortsetzte. Besondere Verdienste erwarb sich Föller um unseren Verband dadurch, daß er im Jahre 1908 trotz aller kleinlichen Bedenken eine Metallarbeiter-Jugendgruppe gründete. Föller kann heute mit Fug und Recht als der eigentliche Schöpfer der Jugendgruppen des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes gelten. Ein weiteres Verdienst liegt darin, daß Föller der Organisator großzügiger Arbeitergesellschaftsfahrten wurde. Schon lange vor dem Kriege unternahm die Dresdener Metallarbeiter Studienfahrten, die musterbildend für die Gewerkschaftsbewegung wurden. Seit 1908 amtiert Friedrich Föller als Bevollmächtigter der Ortsverwaltung Dresden. Mit einer kurzen Unterbrechung übt er dieses Amt bis heute zur vollsten Zufriedenheit der Kollegenschaft aus. Unter seiner Führung hat sich die Dresdener Verwaltungsstelle hervorragend entwickelt. Möge es dem Jubilär vergönnt sein, noch lange seine Kraft der Metallarbeiterbewegung widmen zu können.

## Zwei Jubilare in Alt-Ötting

Die Kollegen Josef Haselberger und Wipp von Töging feierten ihr 25jähriges Verbandsjubiläum. Für sie wurde ein Ehrenabend mit Musik und Gesang veranstaltet. Die Glückwünsche überbrachte Kollege Heilig im Namen der Ortsverwaltung. Auch die Vertreter des ADGB und der SPD würdigten die Verdienste der Jubilare um die Arbeiterbewegung. Kollege Hauf (München) hielt dann eine Ansprache, in der er die Entwicklung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in den verflochtenen 40 Jahren schilderte. Er empfahl allen Anwesenden, dem Verband die Treue zu halten genau so, wie es die beiden Jubilare in den 25 Jahren trotz aller Schwierigkeiten getan haben. Kollege Achatz (Rosenheim) überreichte den beiden Jubilaren die Ehrenurkunde. Im geselligen Zusammensein blieben die Teilnehmer noch einige Stunden vereint.

## Vom Vorstand

Telegrammschrift: Metallvorstand Berlin  
Fernsprecher: Dönhoff 6750-6753

Mit Sonntag, dem 12. Juli, ist der 29. Wochenbeitrag für die Zeit vom 12. Juli bis 18. Juli 1931 fällig.

Vom Vorstand unseres belgischen Bruderverbandes erhielten wir die Mitteilung, daß jede Woche eine Anzahl Mitglieder des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes nach Brüssel kommt, um dort Arbeit zu suchen. Da in der gegenwärtigen Krisenzeit eine starke Arbeitslosigkeit auch in der belgischen Metallindustrie zu verzeichnen ist, ist es der belgischen Organisation unmöglich, den deutschen Kollegen Arbeit zu vermitteln. Der Vorstand der belgischen Organisation bittet uns deshalb unseren Mitgliedern mitzuteilen, daß sie eine Reise nach Brüssel bzw. Belgien unterlassen sollen, da ihnen weder Arbeit nachgewiesen noch Fahr- geld für die Rückbeförderung nach Deutschland ausgedient werden kann.

Der Vorstand des Holländischen Metallarbeiter-Verbandes Amsterdam bittet uns, unsere Mitglieder davon zu unterrichten, daß in Holland die Arbeitslosigkeit in den letzten Monaten ganz außerordentlich zugenommen hat. Es sei deshalb nicht die geringste Aussicht für ausländische Kollegen, in Holland Arbeit zu bekommen. Die holländische Bruderorganisation kann künftig Reiseunterstützung an die zureisenden deutschen Kollegen nicht mehr zahlen.

Wir raten unseren Mitgliedern dringend, diese Warnung zu beachten.

## Aufforderung zur Rechtfertigung!

Das nachgenannte Mitglied wird nach § 23 Abs. 4 des Statuts aufgefordert, sich gegen erhobene Beschuldigungen zu rechtfertigen. Verwaltungsstellen, denen die Adresse des Aufgeforderten bekannt ist, wollen diese an den Vorstand melden. Das Mitgliedsbuch ist an den Vorstand einzusenden.

Auf Antrag der Verwaltungsstelle Berlin:

Der Schlosser Heinrich Habel, geb. am 11. Februar 1897 zu Frankfurt a. M., Mitgliedsbuch Nr. 5991665, wegen unkollegialen Verhaltens.

Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 148

Der Verbandsvorstand

## Warnung für Siedlungslustige

Vom Vorstand des Deutschen Landarbeiter-Verbandes wird folgendes mitgeteilt:

Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse in Verbindung mit Maßregelungen der Landarbeiter, besonders durch die ostelbischen Großgrundbesitzer, haben eine immer größer werdende Arbeitslosigkeit der landwirtschaftlichen Arbeiter im Gefolge. Viele Landarbeiter sehen sich darum gezwungen, dem Gedanken des Siedelns näherzutreten. Der Deutsche Landarbeiter-Verband ist bemüht, allen Verbandskollegen, die sich um eine Siedlung bemühen, mit Rat und Tat beizustehen. Er tut dies mit dem Bewußtsein, daß die siedlungslustigen Kollegen den Rat ihrer Verbandsfunktionäre besonders nötig haben. Wie verschiedene Fälle zeigen, kann dem Siedlungslustigen auch nur dringend geraten werden, sich vorher mit einem Angestellten seiner Gewerkschaft in Verbindung zu setzen.

Wir schildern einen solchen Fall, der sich heute leider nur zu oft ereignet, und bei dem der Landarbeiter seine geringen Ersparnisse auf immer verliert. Ein Kollege im Kreis Stolp ließ sich von den Versprechungen eines Versicherungsagenten verleiten, sich einer Bausparkasse anzuschließen. Die Gesellschaft machte pleite und der Kollege hat seine ganzen Ersparnisse in Höhe von 1125 M verloren. Er steht heute vor dem Nichts. Jetzt muß er auch noch 100 M zahlen, damit bevorrechtigte Konkursforderungen beglichen werden können. Viele von diesen Gesellschaften sind Schwindelfirmen, denen es nur auf die Einzahlung von Geldern ankommt.

Augen auf, und in allen Fällen vorher Rat bei den Angestellten des Deutschen Landarbeiter-Verbandes einholen.

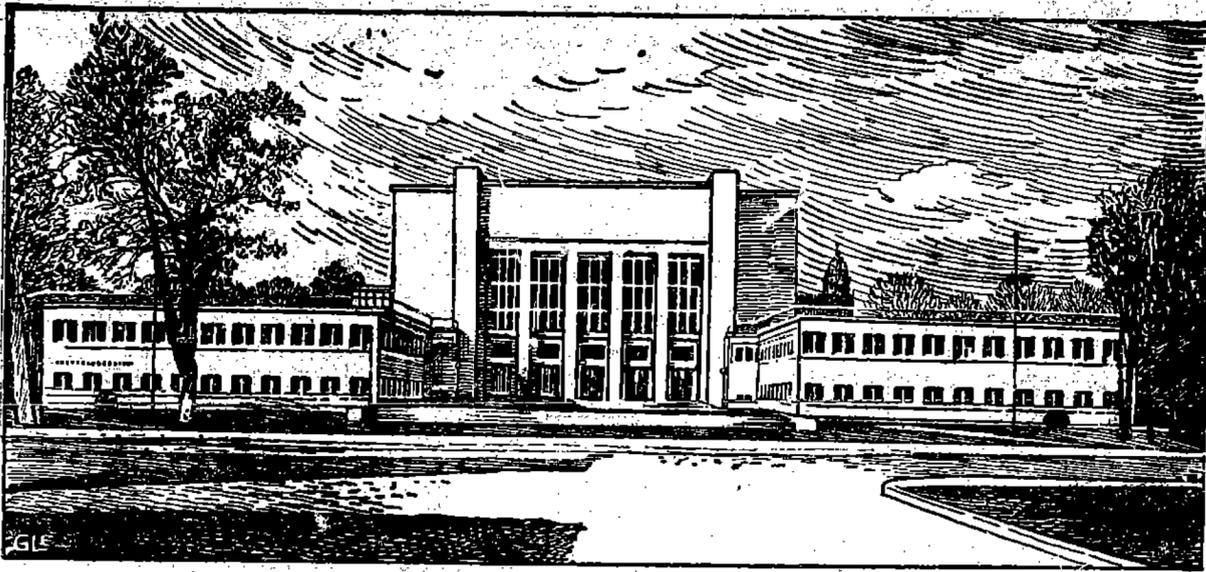
## SCHRIFTENSCHAU

Der Gerüstbau. Dem vierten Bauarbeiterschutz-Kongreß wurde ein mit guten Abbildungen versehenes Buch vorgelegt, das sich sachkundig mit dem Gerüstbau für alle Gebiete des Bauens beschäftigt. Das Buch ist vom Deutschen Bauergewerksbund, Berlin SW 68, Friedrichstraße 5/6, herausgegeben.

Das Kapital. Von Karl Marx. Gemeinverständliche Ausgabe, besorgt von Julian Borchardt. Siebente Auflage. Preis broschiert 5,20 M, in Leinen gebunden 7,50 M. E. Laubsche Verlagsbuchhandlung GmbH, Berlin W 30. Die vorliegende Auflage enthält eine Anzahl Kapitel, die in den früheren Auflagen fehlten. Der bisherige Text ist neu bearbeitet und mit Ergänzungen versehen. Für das Originalwerk bildet die neue Ausgabe einen vollständigen Ersatz. Der Verfasser läßt in geschickter Weise das Hauptwerk zu Worte kommen und bringt das wesentlichste aus ihm in einheitlicher Darstellung. Auch schwierige Stellen lassen sich mit Genuß lesen.

Familie Markert. Von Karl Schröder. Eine Gesellschaftsstudie in zwei Bänden. Verlag „Der Bücherkreis GmbH“, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 7. Beide Bände kosten in Ganzleinen gebunden 9,60 M. — Die Dichtung ist aus dem tiefen Brunnen sozialistischer Erkenntnis geschöpft. Sie ist ein Beweis dafür, daß die sozialistische Kunst immer bestrebt ist, Mitkämpfer an der Zukunft zu werden. Es wird das Leben eines pensionierten Eisenbahners mit Frau und fünf Kindern geschildert. Ein Leben, wie es heute vieltausendmal gelebt werden kann. Der erste Band ist im wesentlichen eine Zustandsbeschreibung, die den Geist sozialistischer Erkenntnis trägt. Im zweiten Band spielen Politik und Arbeitslosigkeit eine große Rolle. Der Verlauf der inneren und zum Teil auch äußeren Trennung und Zerstörung der Kleinbürgerfamilie wird ergreifend wiedergegeben. Es wird nicht moralisiert. Der Verfasser gibt uns nur ein Bild der barten Notwendigkeit gesellschaftlichen Schicksals. Auf alles Sensationelle hat er verzichtet; er führt eine nackte Tatsache vor Augen und zeigt die möglichen Lösungen. Das Buch ist ein eindringlich geformtes Werk echter sozialistischer Dichtung. R. G.

# Internationale Hygiene-Ausstellung



Das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden

P. H. Die erste Internationale Hygiene-Ausstellung im Jahre 1910, die ein Weiterfolg war, hat in dem Deutschen Hygiene-Museum zu Dresden ihr bleibendes Denkmal gefunden. Damals machte die Halle „Der Mensch“ ungeheures Aufsehen. Darin wurde der erfolgreiche Versuch gemacht, einmal den Menschen in seinem Werden und Vergehen, in seinen gesunden und kranken Tagen und in seinem persönlichen Ringen ums Dasein darzustellen. Dieser Versuch war so vorzüglich gelungen, daß man beschloß, diese Sammlung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Durch alle Städte Deutschlands ging die Ausstellung „Der Mensch“ als Wanderschau und leistete Großartiges an Aufklärung und Belehrung. Nach zwanzig Jahren hat nun diese Schau ihren dauernden Platz im Deutschen Hygiene-Museum gefunden. Das ursprüngliche Material ist vollständig erneuert und auf den letzten Stand der Wissenschaft gebracht. Auch die Technik hat nicht halt gemacht und an der Verbesserung der Schaustücke erfolgreich mitgewirkt. Zu nennen ist der „durchsichtige Mensch“, der eine vollständig neue Art der bildlichen Veranschaulichung darstellt. Ein Besuch des Deutschen Hygiene-Museums ist immer lohnend.

Die ersten Räume des Museums sind dem Leben gewidmet. Mit dem Satz: „Was das Leben ist, woher es kommt, wohin es geht, wir wissen es nicht“ ist das Geheimnis des Lebens ausgedrückt. Die Wissenschaft sagt selbst, daß nur die physikalischen und chemischen Vorgänge, deren vielgestaltiges Zusammenspiel dem Lebensablauf zugrunde liegt und dann auch die Lebensbedürfnisse, von deren Erfüllung das Dasein des Organismus abhängt. Leben ist Leistung der Lebewesen. Leben ist ewiger Wechsel. Nach einem Wort von Kant heißt es: Aus allem Wechsel der Erscheinungen beharrt die Substanz, und das Quantum derselben wird in der Natur weder vermehrt noch vermindert. Demnach gibt es einen Tod, aber keine Vernichtung. Der Mensch wehrt sich gegen den Tod. Er führt einen harten Kampf um die Lebenserhaltung. Schon die Pflanze macht Anstrengungen, um ihr Sein zu schützen. Sie entwickelt Anpassungsfähigkeiten, die vom Tier noch übertroffen werden. Der Hase ist erdbodenfarbig, um vor Verfolgungen sicher zu sein. Der Frosch paßt sich in seiner Farbe den Wasserpflanzen an. Es gibt Fälle, die die Wissenschaft mit „Mimikry“ bezeichnet, bei denen die Anpassungsfähigkeit so weit geht, daß das Lebewesen Form und Farbe seiner Umgebung angenommen hat. Die Stabheuschrecke und der Eichenlaubschmetterling sind ganz ausgeprägte Fälle dieser Art. Die umfassendste Lebensanpassung hat aber der Mensch. Ihr gesteigerter Ausdruck ist die moderne Technik. Der Urmensch schlug mit der Faust, um die Wucht zu erhöhen, nahm er einen Stein in die Faust und begriff damit die physikalischen Gesetze der Schwere. Die nächste Stufe war die Schaffung des Hammers, der bis zum heutigen Dampfhammer fortentwickelt wurde. Diese Entwicklungsfolge läßt sich auf allen Gebieten der Technik feststellen. Es ist das Große des Hygiene-Museums, daß es die chronologische Entwicklung des Menschen und seiner Lebenserhaltung uns so leicht faßlich vermittelt.

Mit dem Hygiene-Museum verbunden ist ein künstlerisches Institut, das die medizinischen Lehrmittel und Schausammlungen in höchster Vollendung herstellt. Dadurch wird das Museum zum Mittelpunkt des großen sozialen Menschheitsdienstes.

## Zweite Internationale Hygiene-Ausstellung

Ausstellungen sind Lehrbücher. Sie haben den Vorteil, den Stoff leicht faßlich und anschaulich zu vermitteln. Das Wissen geht bequemer ein. Man wird belehrt, ohne dickleibige Wälzer schmökern zu müssen. Hier wirken das Schaubild, die graphische Darstellung und das geschriebene Wort zusammen.

Die Hygiene-Ausstellung dient im wesentlichen dem arbeitenden Menschen. Soziale Hilfe, Gesundheitswesen, Gewerbehygiene, das sind Gebiete, die dem Arbeiter nützlich sind und die auf der Ausstellung meisterhaft zur Darstellung kommen. Die erste Hygiene-Ausstellung fand im Jahre 1910 statt. Die zweite, 20 Jahre später, im Jahre 1930. Durch die wirtschaftliche Ungunst im Vorjahre wurde sie kein voller Erfolg und man beschloß, sie auch für das Jahr 1931 bestehen zu lassen. So haben wir eben in diesem Jahr noch einmal die Hygiene-Ausstellung, deren Besuch durchaus zu empfehlen ist.

Bedeutungsvoll ist die internationale Schau. Hier berichten alle großen Kulturstaaten über ihre soziale Für-

sorge. Sie haben mancherlei zu zeigen an Unfallverhütung, Gewerbehygiene, Arbeitsschutz usw. Das ist für uns wertvoll, denn wir können lernen und Vergleiche ziehen. Um ein Bild von dem Umfang der Hygiene-Ausstellung zu geben, machen wir einen Rundgang und berichten über manches Wissenswerte:

### Verheiratete Frauen und Berufsarbeit

Nach einer Materialzusammenstellung, die uns die Ausstellung bietet, gibt es zurzeit in Deutschland 16 Millionen ledige Frauen, von denen 7 Millionen erwerbslos sind. Demnach muß jede zweite ledige Frau einen Beruf ausüben. Als ein Zeichen der Zeit ist zu werten, daß dieses Verhältnis bei den verheirateten Frauen sich nur unwesentlich verändert. Von den verheirateten Frauen ist jede dritte erwerbstätig. 12 Millionen verheiratete Frauen werden gezählt, von denen 4 Millionen im Erwerbsleben stehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Frauen nur der Not gehorchend einen Beruf ausüben. Ihrer ganzen Veranlagung nach würden sie sich der Familie und ihrem Hausstand widmen; aber die schlechte Verdienstmöglichkeit der Männer zwingt sie, erwerbstätig zu sein. Dann gibt es in Deutschland noch 3 Millionen verwitwete oder geschiedene Frauen, von denen ebenfalls 1 Million erwerbstätig ist. Der Krieg hat einen Frauenüberschuß gebracht. Zurzeit sind rund 1 Million Frauen durch die Folgen des Weltkrieges zur Ehelosigkeit verurteilt.

### Körperpflege

Es wird die Frage gestellt: Was gehört zur Körperpflege? Ein anschauliches Bildmaterial antwortet darauf: Waschen des ganzen Körpers, Fußpflege, Haarpflege, Luft- und Sonnenbad, Arbeit, Körperübung, Sonntagserholung, Schaffung einer gesunden Er-

# Das Rätsel um den Schloßherrn von Laeke-Bosschen

Von Heinrich Wandt

(Schluß)

VI.

Warum erörtern wir den Fall Gagern-Prinz Stolberg?

Um die Ungerechtigkeit des Präsidenten des Reichsmilitärgerichts zu zeigen, der diese adligen Mörder so großzügig begnadigte, während arme Teufel von Soldaten, die im Krieg gegen die Gesetze verstießen, heute noch hinter Zuchthausmauern schmachten.

Man urteile selbst.

Ein Muskote zum Beispiel, der wegen Wachvergehens im Felde zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, befand sich deswegen noch im Jahre 1929 darin. Hundert andere ehemalige Soldaten, deren Kriegsverbrechen nicht im entferntesten so abscheulich war wie das des Mörders von Ruddervoerde, sind noch heute, dreizehn Jahre nach Friedensschluß, hinter den Mauern deutscher Strafanstalten lebendig begraben.

Einer derselben ist

der frühere Kanonier Friedrich Anton.

Er desertierte im Januar 1918 von seinem in Flandern stehenden, dem Marinekorps angehörenden Truppenteil und hielt sich in Gent verborgen, wo er in Gemeinschaft mit anderen „wildem Uraubern“ unberechtigte Requisitionen vornahm, um sein Leben fristen zu können.

Am 15. Juni 1918 wurde er von dem Feldwebel Driebe, der zur Militärpolizei abkommandiert war, in seinem Schlupfwinkel aufgespürt. Er griff, um der Festnahme zu entgehen, zu seinem Revolver und schoß den Häschler, damit er kampfunfähig werden sollte, in den Arm.

Die beabsichtigte Flucht gelang ihm trotzdem nicht, und das Kriegsgericht der 2. Marine-Division zu Ostende, vor dem er sich dann zu verantworten hatte, verurteilte ihn wegen Mordversuchs zu fünfzehn Jahren Zuchthaus, obwohl es ihm ausdrücklich bescheinigte, daß er sich vom Kriegsausbruch an bis zu seiner im Januar 1918 erfolgten Fahnenflucht, also volle dreieinhalb Jahre lang, stets als

„ein guter und tapferer Frontsoldat“

bewährt hatte, und obwohl der von ihm angeschossene Militärpolizist, der sich während des über vierjährigen großen Massenmordes ständig in der immer so amüsanten und kugelsicheren Etappe aufhalten und dabei allezeit Fettleibe machen konnte, nur leicht verletzt war.

Anton, der als einfacher Mann aus dem Heere nicht „entfernt“, sondern „ausgestoßen“ wurde, erhielt natürlich, wie alle zu Zuchthaus verurteilten Muskoten, auch die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt. Darum sitzt er also schon ganze dreizehn Jahre im Kerker und wird auch jetzt noch nicht begnadigt.

Prinz Udo zu Stolberg-Wernigerode-Roßla, der Mitschuldige von Ruddervoerde, ist zwei Jahre nach dem Kriege in einem Sanatorium zu St. Blasien im Schwarzwald friedlich entschlafen. Aber sein erlauchter Name lebt fort. Er prangt nämlich seither als erster

auf dem Ehrenmal,

das seine Heimatgemeinde zum Gedächtnis ihrer im Weltkrieg gefallenen Söhne errichtet hat!

Die Belgier waren mit dieser „Sühne“ der grauenhaften Ermordung des Barons Henri d'Udekem d'Acoz nicht einverstanden. Von dem inzwischen erfolgten Ableben des Prinzen wußten sie nichts, und so luden sie durch einen öffentlichen Aufruf nicht nur von Gagern, sondern auch Udo zu Stolberg-

nährung, Hand-, Zahn- und Mundpflege, vernünftige Kleidung und vor allen Dingen ausreichende Ferien. Solche Körperpflege schafft hochwertige Menschen, die über eine volle Arbeitskraft verfügen und Lasten und Krankheiten Widerstand entgegenzusetzen können und mit Würde das Alter tragen und keinem Menschen zur Last fallen werden. Wer seinen Körper vernachlässigt, vermindert seine Arbeitskraft, macht sich widerstandlos, zerrüttet seine Nerven und zerstört die Lebensfreude. Frühes Altern setzt ein und solche Menschen leben sich selbst zur Last. Darum die Kraft aufgebracht zu einer zweckmäßigen Körperpflege und damit schon früh begonnen!

### Ist Körperpflege Luxus?

Daß Körperpflege notwendig ist, darüber besteht kein Streit. Fraglich ist nur, ob der Arbeiter sich alles unbedingt zur Körperpflege Notwendige beschaffen kann. Eine Bildfolge auf der Ausstellung gibt über dieses Thema Aufschluß. Körperpflege ist kein Luxus; auch in den einfachsten Verhältnissen ist eine Pflege des Körpers möglich. Ein Freibad kostet gar nichts. Damit wäre allerdings für ein paar warme Sommermonate die Frage gelöst. Kleine Kinder können gewaschen werden. Damit ist viel Richtiges gesagt, nur muß berücksichtigt werden, daß die erwerbstätige Arbeitermutter an der Ausübung dieser gesundheitlichen Pflichten schon von vornherein gehemmt ist. Ein anderes Bild kündigt: Raum ist in der kleinsten Hütte für eine Badewanne gewiß, aber im kleinsten Haushalt ist oft nicht das Geld für eine Badewanne aufzutreiben. Größere Berechtigung hat die Behauptung: Händewaschen vor dem Essen ist keine Geld-, sondern eine Erziehungsfrage. Ebenso richtig ist das Wort: Wer sich das Gesicht wäscht, weil man es sieht, kann sich auch die Füße waschen, die man nicht sieht. Gar nichts einzuwenden ist gegen die Ansicht: Eine Zahnbürste ist billiger als ein künstliches Gebiß. All diese guten Lehren, die uns die Ausstellung vermittelt, mögen gut gemeint sein, aber es gibt doch noch sehr viele andere Dinge, die bei einer guten Körperpflege zu berücksichtigen sind. Es besteht ein Gegenstück in den äußeren Umständen, die eine Geistes- und Körperkultur zur Unmöglichkeit machen. Zum Beispiel schlechte Wohnung und schlechte Wohnstraßen, da nützt aller guter Wille nichts und alle kulturellen Bestrebungen sind zur Erfolglosigkeit verdammt. Auch Krankheit hindert an der Ausübung einer bestimmten Körperpflege. Das hoffnungslose Leben in den dumpten Mietskasernen vernichtet den Willen, sich körperlich und geistig höherzuarbeiten.

### Schaubergwerk

Im Dresdener Elbflößbett ist ein Bergwerk entstanden. Das beruht nicht auf der Entdeckung von Steinkohle, sondern nur der Veranschaulichung der Kohlegewinnung und des Grubenausbauens, und da es auf der Hygiene-Ausstellung errichtet ist, besonders zur Darstellung der Einrichtungen zur Bekämpfung der Unfallgefahren im deutschen Bergbau. An einem naturgetreuen Modell, das einem Ruhrkohlenbergeschacht nachgebildet ist, werden die geologischen und technischen Verhältnisse des Bergbaues dargestellt und die unter Tage zum Schutze des Bergmannes getroffenen Einrichtungen unter naturgetreuer Wiedergabe der äußeren Umgebung dargestellt. Hier werden Mittel und Wege gezeigt, wie die Wissenschaft und Technik im Zusammenwirken bestrebt sind, die das Leben und die Gesundheit bedrohenden Gefahren abzuwehren. Man schwelgt in wirklichen Illusionen und kann sich ein Bild von der Schwere der Bergmannsarbeit machen. Allerdings — und das ist für sette Beschauer oftmals nicht gut — ist Luft und Gefahrenumgebung nicht echt wie im Bergmannschat und somit bleibt der Gefahrensindruck hinter der Wirklichkeit weit zurück. Der denkende Arbeiter kann sich aber diese wirklichen Schachtgefahren lebhaft vorstellen und hat somit einen lebendigen und bleibenden Eindruck.

Wernigerode-Roßla vor die Schranken des Kriegsgerichts der Provinz Westfalen, das am 25. und 26. Juli 1922 zu Brügge tagte und sich in einer zweitägigen Verhandlung erneut mit der Aufklärung des Rätsels um den Schloßherrn von Laeke-Bosschen befaßte.

Alle belgischen Zeugen, die schon im Juni 1916 in Brüssel ausgesagt hatten, wiederholten und beschworen dabei noch einmal ihre damals gemachten Bekundungen. Freiherr und Prinz wurden dann, was in den Ländern möglich ist, in denen sich der Code Napoléon noch in Kraft befindet,

in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

Das Brügge Kriegsgericht hatte auf Grund der Beweisaufnahme auf vorbedachten gemeinen Mord geschlossen.

Die erkannte Strafe wurde auch vollzogen, denn da in Belgien seit über einem Menschenalter wegen eines damals vorgekommenen Justizmordes die Guillotine nicht mehr in Tätigkeit tritt, so übt seither der Henker des Königreichs, den es noch immer gibt, ein ganz unblütiges Handwerk aus, das die Anwesenheit des zu Köpfenden überhaupt nicht erfordert.

Er erscheint, sobald das Todesurteil Rechtskraft erlangt hat, in Begleitung zweier britischer Gendarmen auf dem Marktplatz der Stadt, dessen Kriegs- oder Schwurgericht es gefällt hat, und heftet dort die Begründung des Spruchs an den Pfahl an, den irgendein städtischer Tagelöhner zu diesem Zweck bereits in den Boden rammt.

Sie bleibt eine halbe Stunde lang hängen und wird von den beiden Landjägern bewacht, bis sie vom Henker wieder herabgenommen wird. Das Volk verläuft sich dann rasch, das diese

bildliche Hinrichtung

immer anzulocken pflegt.

Freiherr Rickolt von Gagern und Prinz Udo zu Stolberg-Wernigerode-Roßla verloren also am 8. August 1922 auf dem Großen Platz zu Brügge auf schmerzlose Weise ihren Kopf.

Auf die Kunde davon sah sich die deutsche Reichsregierung gezwungen, durch eine amtliche Erklärung, die sie der großen Presse am 12. August 1922 zur Veröffentlichung übermittelte, eine rückhaltlose Darstellung des scheinlichen Verbrechens zu geben, die in ihren hauptsächlichsten Zügen die vorstehende Schilderung des Rätsels um den Schloßherrn von Laeke-Bosschen vollkommen bestätigte, wenn sie natürlich auch manche besonders grauenvolle Einzelheit der beispiellosen Mordtat diskret verschwieg.

Zum Schluß ließ es darin: „Eine Kritik dieser Amnestierung versagt sich die Reichsregierung.“

von Gagern lebt im Auslande.

Die strafrechtliche Verfolgung gegen ihn wieder aufzunehmen, ist angesichts der erfolgten Amnestierung nach den bestehenden Gesetzen unmöglich. Die Reichsregierung weiß sich mit der Öffentlichkeit des In- und Auslandes in der Verurteilung der unüberwindlichen Tat einig.

Dazu ist noch zu sagen, daß die Reichsregierung bei der Abfassung dieses Erklärungs Irrtümern zum Opfer gefallen ist. Es handelte sich nicht darum, die strafrechtliche Verfolgung gegen von Gagern wieder aufzunehmen, sondern, da die Amnestierung zu Unrecht erfolgte, den Strafvollzug weiter fortzusetzen. Genau so, wie es gegenüber den ehemaligen Muskoten geschah. Von ihnen wurden auch verschiedene vom Rat der Volksbeauftragten amnestiert, hinterher aber erneut wieder in Straftat genommen.

